

REL NOR ENOL  
DIE DIEBIN



REL NOR ENOL

DRURKA

Welt im Nebel

SER. 1/4

DIE DIEBIN

Fantasy-Roman

Deutsche Originalausgabe, 1. Auflage 2023

© **2023 Rel Nor Enol**

[www.drurka.de](http://www.drurka.de)

[fb.me/drurka.de](https://fb.me/drurka.de)

Umschlaggestaltung: R. Nor Enol

Umschlagmotiv: N. Sinclair

Lektorat: Lalita Bee

Korrektorat: BB Nader

Herstellung und Verlag: Bookmundo

ISBN: 9789403663265

Printed in Europe

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ist ohne die Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung oder Veröffentlichung.

Personen und Handlungen sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit real existierenden Menschen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Dieser Roman wurde unter Berücksichtigung der neuen deutschen Rechtschreibung verfasst, lektoriert und korrigiert.



## Kleine Aussprachehilfe

Zeichen	Lautwert
J	wird wie das J im französischen Journal ausgesprochen
Sh	kann mit dem Sch in Schlange gleichgesetzt werden
Z	wird als weiches S wie in Säure gesprochen
S	klingt als normales S wie in dies
V	wird als W ausgesprochen
W	ist in der Regel ein weicheres W, wie in Washington
Y	wird als kurzes I wie in wirr gesprochen
	Der Strich über dem Buchstaben, wie etwa auf dem a in Ogā, verlängert den Lautwert, sodass ein ah erklingt (Ogah, Ki Lah), ist aber der ursprünglichen Schreibweise der Heimatlosen und Gestrandeten geschuldet, die ein eigenes Zeichen für ein langes A mit ausklingendem leichten R (Ahr wie in Bad Neuenahr) besaßen

## Prolog

Laut klopfte es an die dicke, dunkle, hölzerne Tür. Artome und Roya Muna waren allein zu Hause, und sie wussten von Beginn an, dass es eine dumme Idee ihrer Eltern gewesen war, sie auf sich gestellt zu lassen. Artome, die ältere Schwester der zwölfjährigen Roya, hatte die gesamte Zeit über Hausarbeiten erledigt. Nun war alles aufgeräumt und der Holzboden gewischt. Die Betten waren aufgeschlagen, das Feuer brannte ruhig. Roya hatte sie dabei die ganze Zeit genervt mit Dingen, die in Artomes Augen kindisch und langweilig waren. Dingen, die ihre Arbeit hier störten.

Und wieder klopfte es, fester, fordernder. Das sechzehnjährige Mädchen scheuchte die kleine Roya in das Schlafzimmer, wo sie sich beleidigt unter das Bett legte, aber so, dass sie unter der warmen, braunen Wolldecke, die über dem Oberbett lag, hervorlugen konnte, ohne dass Artome es bemerkte.

Die zupfte ihr grünes Kleid etwas zurecht, richtete sich auf, ging zur Tür und öffnete sie. Überrascht sah sie dort fünf Männer mittleren Alters stehen. Der Vorderste gab ihr mit seiner linken Hand einen harten Stoß vor die Brust, sodass Artome rückwärts stolperte. Blitzschnell waren die Männer im Raum und hatten die Tür geschlossen.

Sie alle trugen verwaschene Wappenröcke der Stadtwache von Seltash und waren etwas außerhalb ihres Wirkungsbereichs – es sei denn, sie kamen von einer dieser Missionen zurück, bei denen sie Personen verschwinden ließen. Niemand sprach darüber, aber es war eigentlich allen bewusst, dass es sich so verhielt. Artome riss die Augen weit auf. War sie die Nächste? Sollte nun sie verschwinden?

Die Männer erkannten die Angst in den braunen Augen des Mädchens. Eigentlich war die Kleine noch zu jung, aber die Soldaten benötigten ein weiteres Opfer, um ihre Vorgesetzten gütig zu stimmen. Es würde eine Belohnung geben für die gute Arbeit. Das Mädchen war nicht das, was sie sich für ihre eigenen Wohnungen wünschten; sie entstammte der Rasse der Beleni. Schwarzhaarig, mit dunklen Augen und einem leichten Teint.

*Braune Augen sind falsch*, fand Meljor, der Anführer der Soldaten. *Beleni sind Lügner und Diebe. Alles Pack.*

Seine Begleiter teilten diese Ansicht, und sie hatten wenig Skrupel, das schreiende Mädchen zu ergreifen. Sie wehrte sich, trat mit ihren bloßen Füßen um sich, doch die Schutzkleidung der Soldaten bewahrte sie vor einer schmerzhaften Erfahrung. Meljor jedoch kam ihrer rechten Hand zu nah und musste spüren, dass die Krallen der kleinen Beleni sehr scharf waren. Blutige Striemen zogen sich über seine linke Gesichtshälfte, und nur das Glück und seine schnelle Reaktion retteten sein linkes

Auge vor den scharfen Fingernägeln des jungen Mädchens. Die Soldaten versuchten, die sich wehrende junge Frau festzuhalten und zogen auch an ihrem Kleid herum, das dabei aufriss und zu Boden glitt.

Doch der jugendliche Körper des Mädchens war für die fünf Soldaten nicht ansprechend, auch nicht in seiner Blöße. Sicher, sie war genauso gebaut wie eine Isheni, es gab eigentlich kaum einen Unterschied, aber es war nun einmal Fakt, dass sie einem völlig anderen Volk entstammte. Die Soldaten hätten ja auch keine Freude an einer nackten Harjassi, Schlange oder einem Hund. All das schoss den Soldaten aber nicht durch den Kopf, während sie das Mädchen in Ketten legten, sondern einzig die Belohnung und die freie Zeit. Wenn sie die kleine Beleni abgegeben hätten, wäre es so weit. Sie würden zurückkehren nach Seltash und sich dort in eine der Tavernae setzen, um zu zechen und zu essen. Vielleicht würde auch jemand musizieren, oder Tänze würden geboten. So etwas stellten sie sich unter einer perfekten freien Zeit vor.

Entsetzt starrte die kleine Roya mit großen braunen Augen unter der Decke hervor und beobachtete den Kampf ihrer Schwester, der schon bald verloren war. Die Männer taten ihr nicht weh, aber sie fesselten sie und schleiften sie raus. Der Mann mit dem zerkratzten Gesicht sah sich noch einmal um; das Blau seiner Augen brannte sich in Royas Geist ein. Sie wollte schreien, aufspringen, ihn mit einem Küchenmesser niederstechen. Doch sie konnte sich nicht rühren. Sie konnte nur atmen und gucken. Nicht einmal die Augen vermochte das Mädchen zu schließen oder ihren Blick abwenden.

Da drehte sich der Mann um und stapfte hinaus, seinen Kameraden hinterher. Die Tür zog er hinter sich zu, und es war Stille. Roya lag unter dem Bett. Tränen flossen aus ihren Augen. Sie war wütend auf die Männer, die Artome geraubt hatten, aber noch wütender war sie auf sich, dass sie nichts machen konnte, sondern dass sie wehr- und hilflos hier unter dem Bett lag.

Noch immer war sie nicht fähig, sich zu rühren. Die Starre hielt an, während das kleine Mädchen weinte, und es war das einzige Geräusch im Haus. Die Soldaten waren fort und mit ihnen Artome. Nur die kleine, weinende und noch immer vor Angst bewegungsunfähige Roya lag auf dem Fußboden, den ihre Schwester gerade noch gewischt hatte.

Es war ruhig, kein Zeichen war von Artomes verlorenem Kampf geblieben, nur ein zerrissenes, flaschengrünes Kleid auf dem sauberen Holzfußboden.



## 1. Kapitel

Aus dem flaschengrünen Stoff des zerrissenen Kleides war nunmehr ein blassgrüner Fetzen geworden. Die junge Frau, die mit einem gebeugten Knie auf dem flachen Dach des weiß getünchten, zweigeschossigen Hauses hockte, trug das Textil um den linken Oberarm geknotet, gerade so, als verberge sie eine frische Wunde darunter.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester hatte ihr dieser Stoff bislang nur Glück gebracht, daher trug sie ihn immer. Sie hielt den Kopf gesenkt, das schwarze Haar fiel in ihr Gesicht und in Wellen lang herunter. Die mädchenhafte, zusammengekauerte Gestalt trug eine kurze, gegürtete, braune Tunika und eine Stoffhose. Der Stoff der Hose war heller, dafür das Tuch der Tunika edler. Hätte sie es bezahlen müssen, sie hätte Abstand von der Idee genommen. Aber so ...

Unter sich auf der Straße konnte Roya die Stimmen aufgeregt rufen hören. Sie konnten sie nicht sehen, aber sie wussten, dass die Diebin noch in der Nähe sein musste. Die junge Frau atmete leise aus, gerade so, als könne sie jemand hören, würde sie ein lauterer Geräusch verursachen. Die Gedanken überschlugen sich im Kopf der jungen Frau. Was hatte sie falsch gemacht, dass die Bewohner ihren Raub so schnell bemerkt hatten?

Roya war sich keines Fehlers bewusst; ihre Planung war eigentlich perfekt gewesen, und für jede Eventualität hatte sie eine Ausweichmöglichkeit vorgesehen. Außer für diesen Fall. Wohin sollte sie flüchten? Zwar wusste sie, dass die Leute unten auf der Straße waren, aber das Gebäude stand auf einer *insula*, einer von Straßen umrahmten Parzelle inmitten der Oberstadt.

Wo befanden sich Personen, die sie sehen konnten, wenn sie über die Brüstung sah? Auf jeder Seite des großen, flachen Gebäudes, oder konnte sie an einer Seite auf das Dach eines Nachbarhauses springen und so unbemerkt entkommen? Oder zumindest fast unbemerkt. Roya fasste sich unbewusst an den Rücken, wo sie ihr kurzes einschneidiges Hiebschwert trug. Mit diesem Sax vermochte die Diebin sehr gut umzugehen; sollten die Bewohner des Hauses auf die Idee kommen, auf dem Dach nachzusehen, würde die junge Frau kämpfen. Sie *musste* dann kämpfen, denn das Schicksal einer Diebin war nicht besonders angenehm. In manchen Städten wurden Dieben einfach die Hände abgehackt, dann ließ man sie öffentlich auf dem Forum entweder ausbluten oder schloss mit einem glühenden Eisen die Wunde.

So ganz ohne Hände konnte Roya sich nicht vorstellen zu leben, daher war sie fest entschlossen zu kämpfen. In anderen Städten verschwanden Diebe in Minen oder den Kerkern, wo sich sadistische Foltermägde und auch -knechte an ihnen ausließen. Die zierliche Frau wusste nicht, wel-

che Alternative ihr am unangenehmsten erschien, aber so wirklich anfreunden konnte sie sich mit keiner der Prognosen. Ihr Atem ging schneller, als die Bilder in ihrem Geist auftauchten und ihr die Zukunft vorgaukelten.

Das Chaos ihres Lebens ließ Roya einmal mehr in eine Situation geraten, in der sie sich schwor, ihr Dasein zu ändern. Doch was konnte sie tun? Sie lebte als eine Söldnerin, die für den Herrn kämpfte, der ihr den Lebensunterhalt zahlte und die größere Beute versprach. Das war, was die Lebewesen der Welt über Roya wussten.

Dass sie nebenbei einem anderen, etwas weniger legalem Hobby nachging, ahnte niemand. Als Söldnerin verdiente sie jedoch nicht viel. Dafür reiste sie umso mehr. Andere Söldner lebten in einer Stadt und ließen sich vom Souverän aushalten. Er bezahlte Kost und Logis, und wenn er ein Problem hatte, lösten es die Söldner.

Manchmal geschah lange Zeit nichts, und der König sah einfach nicht mehr ein, die Männer und Frauen zu beköstigen, also ließ er sie von seiner Stadtwache ermorden oder verschleppen. Das war etwas, mit dem sich Roya genau so wenig anfreunden konnte wie mit ihren momentanen Zukunftsaussichten. Etwas musste geschehen. Roya musste handeln, und zwar sofort, bevor noch mehr Leute auftauchten und die Diebin suchten und die Stadtmauern undurchlässig wurden für jeden, der keinen wirklich guten Grund hatte, zu gehen. Also einen *legalen* Grund, zu gehen. Wobei Söldner, ähnlich wie auch Händler, eigentlich immer kamen und gingen, wie sie wollten. Nur wurden sie in solchen Fällen sicherlich durchsucht. Oder prophylaktisch weggesperrt. Oder beides.

Handeln, aber wie? Was konnte sie tun, ohne doch entdeckt zu werden? Sie musste runter vom Dach und raus aus diesem Stadtteil. Schon bald würden die Wachen der Stadt dafür Sorge tragen, dass nichts und niemand mehr hier heraus kam. Bis dahin musste sie entweder fort sein, oder einen wirklich guten Platz gefunden haben, an dem sie sich ein paar Tage oder Wochen unbemerkt aufhalten konnte. Dass es solch einen Platz in diesem Teil der Stadt tendenziell eher nicht gab, war ihr auch klar, also verwarf sie den Gedanken und fokussierte sich auf die Möglichkeiten der baldigen Flucht.

Sie konnte plötzlich die tastenden Gedanken und Sinne eines magisch sehr Begabten spüren, der nach dem Geist der Diebin forschte. Er tastete an ihr vorbei und konnte sie nicht wahrnehmen, wohl aber Roya ihn, wengleich seine magische Begabung viele Male höher war als ihre. Er ging aber nicht davon aus, dass der Dieb – denn er suchte nach einem männlichen Wesen, das schwang irgendwie in seinem Gedankenmuster mit, sodass Roya es erahnen konnte – eine höhere magische Begabung haben würde.

Für ihn war es der barbarische Akt eines sehr einfachen Räubers ohne großartigem Hintergrund. Was der jungen Frau allerdings etwas unreflektiert erschien, schließlich käme ein einfacher Dieb eher nicht auf die

Idee, in ein bewachtes Wohnhaus einzubrechen, um einen unbezahlbaren und heiligen Pokal zu stehlen.

Ihr Blick schweifte umher. Die Straßen waren auf drei Seiten gleich breit, und nur in ihrem Rücken ein wenig schmaler. Für einen Sprung wäre das die beste Richtung. Der Nachteil war der, dass sie nicht raus, sondern immer weiter in den Stadtteil hineingelangen würde. Und der Rückweg wäre umso beschwerlicher. Eine Söldnerin mitten im vornehmen Wohngebiet der Adelligen. Direkt nach einem Einbruch. Das musste Verdacht erwecken. Doch zuerst musste sie herunter von diesem Dach. Und wenn sie bis zum Palast des Königs auf den Dächern herumturnte. Es gab eine Stelle, die noch ungünstiger war, auf die Bewohner der Stadt zu treffen, und das war der Ort des Verbrechens. Den geraubten Gegenstand in Royas Tasche, das verlangte gar nicht mehr nach einer Verhandlung, die Meute würde direkt an Ort und Stelle zur Lynchjustiz schreiten.

Geduckt huschte das Mädchen bis zum Rand des Daches. Sie lauschte einen Moment, und als sie nichts von unten hörte, wagte sie es, über die Brüstung zu sehen. Dort war niemand. Die Diebin eilte zurück in die Mitte des Daches, richtete sich auf und rannte los. Alles würde auf ihren Sprung ankommen. Und auf den Zustand des gegenüberliegenden Daches. Doch das war die kleinere Sorge.

Der erste Schritt konnte gemacht werden. Das Mädchen sprang mit aller Kraft von der niedrigen Brüstung des Wohnhauses über die kleine Straße und landete hinter der Brüstung des Hauses gegenüber. Es war ja nicht so, dass solche Sprünge nicht zu ihrem Alltag gehörten. Oft genug war sie schon über die Dächer entkommen.

Geschickt rollte Roya sich ab und blieb in der Hocke. Das Schwert umklammerte sie mit der einen, den Beutel mit der Beute mit der anderen Hand. Wieder schlich sie sich zur gegenüberliegenden Seite und sah vorsichtig hinunter. Auch hier war niemand, und Roya riskierte einen weiteren Sprung. Sie atmete flach und wagte nicht, sich zu bewegen. Was nun? Noch immer war sie auf einem Dach, und nur die Bewohner des Hauses hatten hier etwas zu suchen. Auch von hier musste sie herunter.

Da hörte sie die Stimmen auf der Straße. Sie bildeten einen größeren Radius, um den Dieb zu fangen. Als Söldnerin würde sie hier niemals herauskommen. Das verlangte jetzt nach etwas Besonderem, etwas Geschauspielertem. Das Mädchen verwandelte sich mit einigen wenigen Handgriffen.

Sie faltete die feine Tunika in den Beutel und band sich nur das blassgrüne Stück Stoff um den Oberkörper, stopfte die flachen Schuhe zwischen Tunika und Beute und legte das Kurzsword und den Parierdolch hinein. Dann verschloss sie den Beutel und ging auf leisen Sohlen hinunter in das Atrium, wo einige Stücke Wäsche lagen, um gewaschen zu werden. Sie ergriff sie und packte sie auf ihre Tunika. So verließ sie das

Haus und bog auf die Straße. Schon nach wenigen Schritten kam ihr ein Mann entgegen, der einen Stock in Händen hielt.

„Halt, Sklavin, wohin gehst du?“, fragte er harsch.

„Zum Brunnen, die Wäsche der Herrschaft zu waschen“, sagte das Mädchen und senkte demütig den Blick. Der Mann nickte und ließ Roya passieren. So kam die Diebin auch am Ort ihres Verbrechens vorbei. Eine verängstigte Sklavin stand am Eingang und blickte ihr entgegen.

„Was ist geschehen?“, fragte Roya in einem Belenidialekt, da auch das Mädchen ihr gegenüber schwarze Haare und dunkle Augen hatte. „Alle laufen durcheinander und wirken aufgebracht. Ist ein Sklave entflohen?“

„Nein, wir sind bestohlen worden, vor den Augen der Herrschaft. Es muss ein unglaublich gerissener Dieb gewesen sein, mit wahrscheinlich großen magischen Fähigkeiten, denn wir konnten ihn nicht sehen“, erklärte die Sklavin schüchtern. Sie trug eine ähnliche Kleidung wie Roya, ging nur in Hose und einem schmalen, wenngleich auch besseren Tuch am Oberkörper, um sie, allein schon über die Tracht, von den Freien der Stadt abzusetzen.

Sie wirkte sehr verschüchtert, vielleicht auch, weil sie von der Herrschaft zur Verantwortung gezogen werden würde. Irgendwer musste für den Diebstahl bezahlen, das war klar. Und da Herrschaften in ihrem eigenen Selbstverständnis unfehlbar waren, würden sie die Sklavin – oder einen Sklaven – auspeitschen zur Strafe. Die Sklavin hatte es vielleicht sogar verdient, schließlich unterhielt sie sich gerade mit der Diebin. Eigentlich sollte sie alle Sklavinnen des Viertels kennen, besonders aber die Belenimädchen. Ein gemeinsames Schicksal in der Fremde einte schließlich.

Roya wusste nicht, ob sie Mitleid mit der Sklavin haben sollte oder nicht. Sie entschied sich dagegen, schließlich würde die Sklavin sie auch ohne zu zögern verraten. Roya verabschiedete sich und ging ihres Weges in Richtung Forum, wo sie sich einen Moment an den Brunnen setzte und die Kleider herausnahm.

Sie wusch zuerst ihre Tunika und legte sie über eine Bank zum Trocknen. Dann begann sie, auch die anderen Kleider zu waschen. Etwas in ihrem Innern verlangte das. In der Zeit konnte auch ihre Tunika so weit entwässern, dass sie sie überstreifen konnte. Da tauchten mehrere Leute auf, die sich suchend umsahen.

Einer kam zu Roya, blieb jedoch kurz vor ihr stehen und winkte ab.

„Dich habe ich schon gefragt, nicht wahr, Sklavin?“

„Ja“, stimmte das Mädchen nur leise zu. Ihr lag eine spitze Bemerkung auf der Zunge. Doch der Mann war zu echauffiert, um sich von einer Sklavin kesse Sprüche anzuhören. Daher beließ Roya es, gegen ihre Gewohnheit, bei der knappen Bestätigung, die auch viel besser zu ihrer vorgeblichen Position als Unfreie passte.

Die Männer zogen weiter, fort vom großen Forum und dem Stadtteil, in dem sich die Diebin noch immer befand. In den Augen der jungen

Frau taten sie es plan- und ziellos. Sie wussten weder, wen sie suchten, noch wo sie suchen sollten. Ganz offensichtlich gingen sie auch davon aus, einen Mann zu verfolgen. Was Roya ein wenig amüsierte, auf der anderen Seite aber auch etwas kränkte. Warum sollte ein guter Dieb ein Mann sein? Warum musste ein guter Kämpfer ein Mann sein? Roya konnte beides, und sie konnte es wirklich sehr gut. Sie hatte lange und hart üben müssen dafür.

Es waren nur noch wenige Schritte bis in einen anderen Bereich der Stadt. Roya überlegte kurz, ob sie sich nicht besser beeilen sollte, herauszukommen aus der Oberstadt, um in den Hafengebiet zu gelangen, wo ihre Unterkunft lag. Nach kurzem Überlegen entschloss sie sich, es einfach zu tun. Sie erhob sich, nahm die nassen Kleidungsstücke an sich und ging, noch immer in der Tracht eines Sklavenmädchens, in den Hafengebiet. Sie passierte das kleine Stadttor, das in früheren Zeiten sicherlich der Eingang in die damalige Stadt gewesen war.

Händler mochten hier hineingegangen sein, einfache Reisende ebenfalls, für große Gespanne war es zu schmal. Die braungrauen Steine hatten schon bessere Tage gesehen, Zeiten, in denen nicht hinter ihnen die Oberstadt anging, sondern die gesamte Stadt lag. Doch der Ort war gewachsen, und so hatte das Tor an Bedeutung verloren und wurde nun nur noch als Einlass in die Oberstadt genutzt.

Kein Wachsoldat hielt die Diebin an, niemand sprach mit ihr, als sie langsam über die unebenen, dunklen Steine der Straße ging. So kam sie bis in die enge, fast schon dunkle Gasse, in der sich die Taverna befand, in der sie untergebracht war. Die alten Häuser standen sich hier nah gegenüber, in den unteren Geschossen waren fast immer kleine Geschäfte oder Tavernen, während oben Schlafmöglichkeiten für die Besitzer, ihre Bediensteten oder Fremde waren.

Die mit orangefarbenen Ziegeln gedeckten Dächer unterschieden sich so sehr von denen der Oberstadt, wie Einkommen und Sorgen der Menschen in beiden Bezirken differierten. Hier im Hafengebiet ging es täglich um nichts weiter als um das Überleben. Neben dem schlichten Tod durch Hunger gab es hier auch die nicht ganz unwahrscheinliche Aussicht, in einen Kampf verwickelt und nur zweiter Sieger zu werden.

Roya blieb zwischen einem kleinen Kramladen und einer Taverna stehen, gegenüber eines kleinen Geschäftes für Backwaren. Sie warf ihre noch feuchte Tunika über. Der Transport zwischen den gestohlenen, ebenfalls feuchten Textilien hatte es nicht besser gemacht. Trotzdem gurtete sie das Schwert um und schlüpfte unter den Augen des Bäckers in ihre Schuhe.

Sie schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht und strich eine Strähne mit einer nachdenklichen Bewegung hinter das rechte Ohr. Dann ging sie mit festen Schritten auf die Taverna zu. Der Bäcker dachte einen Moment über die Verwandlung der jungen Frau nach, wandte sich dann

schulterzuckend seiner Arbeit zu und hatte das schwarzhaarige Mädchen auch schon wieder vergessen.

\* \* \*

Im Osten von Mojenaprolfad befand sich die vielleicht eindrucksvollste Stadt der Welt. In schweren Umwehrungen lag Dunum, geschützt von zwei breiten Wassergräben. Es war ein Bollwerk für die Ewigkeit, das zu keiner Zeit bezwingbar sein würde. Dafür war es in einem plötzlichen Anfall von Sicherheitsempfinden der Baumeister konzipiert worden. Niemand würde, gleich mit welchen Mitteln, diese Stadt einnehmen können.

Dennoch war einige Tage zuvor etwas Unglaubliches geschehen. Und so saß der König von Dunum in seiner uneinnehmbaren Stadt und grämte sich. In seinem Kleinen Thronsaal, der Ort, der genau genommen für alle Anlässe genutzt wurde, hockte der alte Mann und schluchzte nur noch unter apokalyptischen Endzeitphantasien, weil er schon keine Tränen mehr hatte.

In seiner Regentschaft hatte es nur ein Ereignis gegeben, das die Nutzung des Großen Thronsaals, einer Orgie in weißem Marmor und Blattgold, erforderlich gemacht hatte. Selbst große Verträge mit den Vertretern anderer Königreiche wurden im Kleinen Thronsaal besiegelt. So hielten sich die Könige schon seit Generationen fast nur in diesem offiziellen Saal auf. Er war nur deshalb der kleinere, weil im großen, dem Festsaal, das unglaubliche Heer von fünftausend Personen Platz fand. Sitzend an Tischen, nicht dicht gedrängt stehend.

Das war nie ausprobiert worden, aber wahrscheinlich hätte man die gesamte Stadt dort hineinpfirchen können. Ferner stand der Kleine Thronsaal in seiner Ausgestaltung etwas hinter der großen Halle zurück; statt Marmor waren die Wände aus einem Sandstein, dessen auf der gesamten Welt bekannte Reliefs Szenen aus der Mythologie der Beleni von Dunum zeigten.

Neben großen Kämpfen von sagenhaften Königen begegnete der Betrachter hier auch der Götterwelt des Tushu Udun und einzelnen verwandten Gottheiten aus anderen Religionen. Wie auch im großen Festsaal fanden sich im kleineren Pendant keine Säulen, weder als schmückendes noch als stützendes Element. Der oktogonale Saal war kuppelüberwölbt, und in einige Kassetten waren gläserne Steine eingesetzt.

Nur die Baumeister wussten, dass es sich dabei nicht um Glas, sondern um lange geschliffene große Edelsteine handelte. In ihrer Härte standen sie den übrigen Bauelementen der Außenhülle in nichts nach. Auf diese Weise drang immer das Ewige Licht der Götter von draußen herein in den Saal und akzentuierte geschickt bestimmte Szenen der Reliefs.

Ein aus der Sicht des Souveräns ebenfalls nicht von der Hand zu weisender Vorteil des Kleinen Thronsaals war die auffällige Nähe zu den Privatgemächern des Herrschers. Direkt hinter dem Wandsegment, an dem der prachtvolle Thron stand, befand sich der Bereich des Palastes, der nur dem König und seinen nächsten Vertrauten, Dienern und Sklaven zugänglich war. Zu erreichen lediglich durch eine schmale Tür direkt hinter der hohen Rückenlehne des Throns, die den Eingang geschickt vor allen Blicken verbarg.

Hierher vermochten sich die Machthaber auch während eines Festes zurückzuziehen, und sei es nur, um einem nur allzu natürlichen Verlangen nach Erleichterung nachzukommen. Dennoch war seit einigen Tagen der Saal kein Ort der Freude mehr, trotz der durch die Bauweise der gesamten Stadt vermittelten Sicherheit.

Nicht in der Stadt, sondern vor den mächtigen Mauern und dem äußeren Wassergraben hatten Verbrecher die beiden Töchter des Regenten entführt. Die zehnköpfige Leibwache, in der roten Tracht der Palastwachen und Ehrengarden des Königs, war erschlagen worden, als sie in einen Hinterhalt der Karogej gerieten. Die zerrissenen Kleider, die ein Augenzeuge zum Palast gebracht hatte, waren alles, was dem König von seinen Töchtern geblieben war.

Für den König ging eine Welt unter. Er war alt, vom Leben gezeichnet und gebrechlich. Seine Töchter waren junge Frauen, die im Leben standen und den Thron übernehmen sollten sowie die Linie der Familie fortführen. Der passende Prinz eines anderen Königreichs war noch nicht gefunden, auch weil der König in väterlicher Sorge um die Jungfräulichkeit der Mädchen noch gar nicht wirklich begonnen hatte zu suchen. Er war sich auch bewusst, dass er sie nicht ewig würde behüten können. Schließlich wollte er die Geburt des Thronfolgers noch erleben. Aber das war ein Schritt, der abgewägt sein wollte. Für alle diese Überlegungen war es nun aber zu spät. Die Mädchen waren fort. Und der König wusste nur zu genau, wer hinter dem feigen Anschlag steckte.

Es mochte einige Jahrhunderte zurückliegen. Die Stadt Dunum war von den Ahnen in dieses Land gesetzt worden, um es zu dominieren. Rund herum um die sich hier ansiedelnden Vorfahren aber waren viele starke Gegner, in ihrer Zahl sicherlich den Beleni zumindest gleichgestellt. Und auch wenn die Beleni große Baumeister waren, die ein fantastisches Wissen beherrschten und umzusetzen in der Lage waren, so waren die Völker – ein jedes für sich – ihnen kriegstechnisch überlegen.

Sollte es zu etwas Ähnlichem wie einem Bündnis unter den Stämmen im Umland kommen, um die Besatzer über die weite Ebene entlang des Flusses Molgan bis ins Meer zu treiben, konnte nur die gigantische Wassergraben-Mauer-Konstruktion dem Ansturm Einhalt gebieten. De facto besaßen die Beleni von Dunum in jenen Tagen aber nicht einmal genug Krieger, um die äußere Mauer komplett zu besetzen. Das jedoch wusste

der Feind nicht. Und so kam es nie zu einem Angriff, sondern die Stämme hielten sich bedeckt. Ihr Zögern wurde irgendwann in der Geschichte als Schwäche ausgelegt, so kam es, dass die erstarkten Truppen von Dunum durch die Ebene marschierten und ihre Nachbarn vor veränderte, nichtsdestotrotz jedoch vollendete Tatsachen im Sinne von Gebietsneuordnung stellten.

Stämme verschwanden in der Sklaverei und ihr so vakant gefallenes Gebiet wurde dem Staate Dunum einverleibt. Einige Stämme aber gingen Bündnisse ein mit der erstarkenden Stadt, um nach den Auseinandersetzungen auf der Gewinnerseite zu stehen. Ihren Weisen war klar, dass auch nach einer Belagerung der mächtigen Festung in der Ebene der Sieger immer nur Dunum heißen konnte. Zu wehrhaft war die Konstruktion, als dass sie bezwungen werden konnte.

Doch in den Jahrhunderten wurde Dunum immer stärker und mächtiger und es benötigte seine Verbündeten unter den Stämmen nicht mehr. Lange Zeit bestanden diese Bündnisse trotz alledem fort, bis dann vor nicht ganz so langer Zeit der Vater des amtierenden Königs ein für alle Mal die Verträge aufkündigte.

Die Truppen marschierten wieder durch die Ebene, und die ehemaligen Verbündeten wurden vernichtet oder versklavt. So eisern die Hand auch wirken mochte, die diesen Plan ausführte, so bleiern war der Verstand der Berater hinter dieser Aktion. Denn die Feldzüge waren vorhersehbar in ihrer Auswirkung, Intention und Ausführung. Und so geschah es, dass sich große Teile der Stämme absetzen konnten.

Einige gingen fort aus der Gegend, andere zogen sich zurück in die Wälder und blieben eine Weile verschwunden. Nur um sich nach ein paar Jahren schmerzhaft wieder ins Bewusstsein der Stadt zu rufen, als sie ein Kastell am Fluss Molgan überfielen und niederbrannten. Nicht ein Soldat entkam dem Gemetzel. Die Ehrenzeichen der dort stationierten Truppen blieben verschwunden, die Farben von Dunum fanden sich geschändet in den Trümmern der Offiziersmesse der Kastellruine.

Der König schäumte und starb an den Folgen der Aufregung, und sein Sohn übernahm den Scherbenhaufen, um den Untergang weiterer Kastele mit ansehen zu müssen. Erst Jahre später konnten die Aufständischen in mehreren Strafexpeditionen empfindlich geschlagen werden. Doch auch die Niederlagen brachten sie nicht zum Schweigen. Ihre Überfälle beschränkten sich jedoch auf kleinere Einheiten, die sich auf den Straßen befanden. Kastele und umwehrte Städte wurden nicht mehr angegriffen.

Als sich unter den Aufständischen ein neuer Anführer erhob, um in das Licht des königlichen Interesses zu treten, wurde in Dunum schnell klar, dass es auf eine große Konfrontation hinauslaufen musste. Denn der Mann, der die vogelfreien Horden nun führte, war Alorgo, der Nachkomme eines Fürsten des größten Karogej-Stammes. Sein Großvater noch war der Meinung gewesen, mit Dunum einen wasserdichten



Vertrag zu haben, als die Truppen eines Tages auf das Gebiet des Stammes kamen. Sie fanden jedoch niemanden, denn Alorgos Großvater hatte sein Volk in die tiefen Wälder evakuiert. So war es den Truppen von Dunum nicht vergönnt, die Karogej zu besiegen und zu unterwerfen. Statt dessen wurden sie später zu den Führern des Aufstandes.

Alorgo verstand seine Aufgabe jedoch noch etwas anders. Es ging ihm nicht darum, Dunum wehzutun, sondern die Stadt zu vernichten. Ihm war klar, dass es ein ehrgeiziges Ziel war, und genau genommen hatte er gar keine Chance. Aber wenn er dem König irgendwie wehtun konnte, so tat er es. Immer. Der König hatte Alorgo schon das eine oder andere Mal verflucht. Doch nun hatte Alorgo etwas getan, das mit einem feigen Mord gar nicht zu vergleichen war. Er hatte die Töchter entführt und ihnen Schreckliches angetan. Ohne Kleider waren sie unter den Wilden, ihren Blicken ausgeliefert. Vielleicht wollte er sie auf dem nächsten Sklavenmarkt verkaufen, um die Linie des Königs zu beenden. Doch ein neuer König würde kommen, und dessen Linie zu beenden würde dann ungleich schwieriger werden. Etwas musste geschehen.

\* \* \*

Als die Eltern der kleinen Roya nach Hause kamen, fanden sie ein völlig verstörtes Kind vor, kniend vor den Resten des Kleides ihrer Schwester. Es hatte sehr lange gedauert und die Hilfe einer Priesterin erfordert, um überhaupt ein Wort aus dem Mädchen herauszubekommen. Danach hatte sich der Vater zusammen mit Royas ältestem Bruder auf den Weg gemacht, um Artome zu befreien. Sie hatten nach dem Soldaten mit dem zerkratzten Gesicht gesucht.

Viel später munkelte man, sie hätten ihn sogar gefunden, doch ihr Schicksal blieb ungeklärt. Sie kamen einfach nicht mehr nach Hause, ebenso wie Artome auch. Roya machte sich auch für das Verschwinden der beiden Männer verantwortlich, weil sie nicht in der Lage gewesen war, ihrer Schwester beizustehen. Hätten sie doch nur sie entführt. Hätten sie sie nur getötet.

Mit solchen Gedanken wandte sich Roya an die Priesterin Alla'shana aus dem Tempel der Aísha, der Göttin des Tanzes und der Musik, der schönen Künste und der Intelligenz des Tushu Udun. Das Mädchen war zu dem Zeitpunkt schon vierzehn Jahre alt. Mit dem völligen Durcheinandergelassenwerden des Hormonhaushaltes kamen nun auch noch die Gedanken, dass sie allein Schuld sei am Elend der Welt, besonders aber am Verschwinden von Vater und Bruder.

Dabei hätte es wenig gebracht, sich den Soldaten in den Weg zu stellen. Roya war zu klein, um als Opfer von Wert zu sein. Auf dem Sklavenmarkt hätte sie auch keinen guten Preis gebracht. Daher hätten die

Soldaten das Mädchen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erschlagen. So hätte niemand erfahren können, wer für das Verschwinden Artomes und den Tod Royas verantwortlich gewesen sein könnte. Die Indizien hätten gegen Artome gesprochen. Durch ihr Verstecken und Überleben hatte Roya wenigstens von der Tat berichten können. Sie war eine von wenigen Augenzeuginnen, die etwas sagen konnten und wollten, trotz dessen das Mädchen schwer traumatisiert war.

Alla'shana, die aus der fernen Stadt Oshqa Hiaya im Staate Vertam Oti auf Nadej stammte, war eine faszinierende Frau. Roya konnte sie ansehen, so oft und so lange wie sie wollte, sie entdeckte immer wieder neue Facetten in der Priesterin. Denn die Frau sah einerseits aus, als sei sie eine durchschnittliche Beleni, eine typische Vertreterin ihres Volkes.

Im nächsten Moment konnte sie erscheinen, als habe sie das Blut von Sida in sich, und wieder in einem anderen Moment wirkte sie wie eine Onta. Sie ließ sich ethnisch gar nicht einordnen und brach aus allen Versuchen immer wieder aus. Glaubte man es herausgefunden zu haben, erschien sie wieder anders. Mal Frau mal junges Mädchen. Mal Halbblut oder Angehörige eines von drei Völkern.

Bei einem Tanz im Tempel, nur beleuchtet von wenigen Kerzen, hatte Roya auch schon mal daran gedacht, eine Venoa zu sehen. Doch das war nur in diesem einen Moment gewesen. Die Hautfarbe der schönen Priesterin war auch bei mäßigem Licht betrachtet zu hell für eine Angehörige des Volkes der Venoa oder gar der Sida.

Neben ihrer äußeren Erscheinung vermochte die Priesterin jedoch auch mit ihrem Wissen und ihrer Intelligenz zu beeindrucken. Sie war eine ebenso gute Rednerin, wie sie eine Tänzerin war. Diese genau genommen vielen unterschiedlichen Persönlichkeiten innerhalb der Priesterin begeisterten Roya. So wäre sie auch gern gewesen. Dass sie nie so sein würde, war ihr klar.

Die Priesterin war ein perfektes Geschöpf, geliebt von ihrer Göttin, und daher mit allem ausgestattet, was sie sich wünschte. Erst viel später begriff das Mädchen, dass Alla'shana mit dem ausgestattet war, was *Roya selbst* sich wünschte. Die Wünsche der Priesterin traten hinter diesen Gedanken völlig zurück.

Nachdem die Priesterin mit dem Mädchen eine Weile gesprochen hatte, war ihr klar, dass Roya Schutz benötigte. Nicht nur vor den Soldaten aus dem fernen Seltash, die zwar selten hierherkamen, aber wenn sie hier waren, immer jemanden verschleppten, sondern auch – und vielleicht sogar besonders – vor sich selbst und ihren destruktiven Gedanken. Es war in Royas Glaubenswelt kein Frevel, über einen Suizid zu reden. Es war nicht einmal ein Frevel, ihn zu begehen.

Die Priesterin dachte jedoch weniger an Roya und ihre naiven Schuldzuweisungen, als vielmehr an die schwer gebeutelte Mutter des Mädchens, die schon fast alles verloren hatte, einmal von Roya und einem älteren Bruder abgesehen. Der Bruder schaffte es mehr schlecht als recht,

die beiden Frauen mit seiner Arbeit als Tagelöhner zu ernähren. Al-la'shana wusste, dass es der kleinen Familie nahezu an allem mangelte.

\* \* \*

Die blond gelockten, langhaarigen Soldaten der Leibwache blieben stehen und ließen ihren Herrn allein weitergehen. Sie hätten entweder ihre Waffengurte ablegen müssen, oder sie warteten geduldig, was drinnen geschah. Und da von Ordenshäusern in der Regel keine Gefahr für den König ausging, blieben die Männer und Frauen draußen stehen und warteten auf den Souverän der Stadt Dunum, der geistigen Beistand bei den Weißen Magiern suchte.

Als der König das ellipsoide Gebäude betrat, gingen alle seine Hoffnungen mit ihm hinein. All sein Bangen um die Zukunft und den aktuellen Zustand seiner geliebten Töchter begleitete ihn durch die Vorhalle hindurch und links herum an drei Durchgängen vorbei bis zu einem sich öffnenden Vorraum. Und noch in der Hoffnung auf Hilfe betrat er den runden Saal, in dem die Magier ihre Beratungen abzuhalten pflegten, und in dem sie auch ihre hohen Gäste empfingen.

Alle Wände waren in Weiß gehalten, in den Gängen ebenso wie hier im großen Ratssaal. Ohne einen Anhaltspunkt zu haben, wo die Stirnseite des Raumes sei, der von einem runden Tisch dominiert wurde, wandte sich der König an den Magier auf der ihm gegenüberliegenden Seite des Raumes.

Dort stand Vessetshen Beronaleqq, der Großmeister des Ordens der Weißen Magier. Der König war ihm schon einige Male begegnet. Immer war er als ein Mann von großer Weisheit und Intelligenz erschienen. Doch wie auch an den anderen Tagen blickte König Everkrem II. in die Augen des Magiers und blieb an der Widersprüchlichkeit hängen. In verschlafenen und müde wirkenden kleinen Augen leuchtete gleichzeitig ein hellwaches Blau und nahm alles auf. Auch die Ruhelosigkeit, mit der Vessetshen Beronaleqq seine Umgebung beobachtete, damit ihm nichts entging, vermochte ihr Übriges dazu beitragen, dass der Betrachter des Magiers innerlich aufgewühlt wurde.

Der König hatte selten mehr von dem Magier wahrgenommen als diese Augen. Sicher, er trug ein weißes Gewand und hatte langes weißes Haar und einen langen weißen Bart. Doch weder die Form der Lippen, noch Größe und Ausformung der Nase waren jemals an die Oberfläche von Everkremes Bewusstsein gelangt.

Mussten sie aber auch nicht. Er würde den Mann aufgrund seiner Augen überall wiedererkennen können, da war er sich sicher. Dazu hatte Everkrem zu oft schon hinein gestarrt. Und auch diesmal ging der Souverän von Dunum nicht um den Tisch herum; Weiße Magier liebten

eine leichte Distanz von gewöhnlichen Sterblichen. Sie hüllten sich nicht umsonst in solche Mythen. Es steckte ein System dahinter. Also stemmte Everkrem II. seine Hände einfach gegen den Tisch, um sich abzustützen, und blickte hinüber zum Großmeister des Ordens.

„Mein Weg führt mich in einer der dunkelsten Stunden zu dir und deinem mächtigen Orden, Vessetshen Beronaleqq“, begann der König mit Gram gebeutelter Stimme. Er war nicht mehr der Jüngste, aber der Verlust der Mädchen hatte ihn um viele Jahrzehnte altern lassen. Der Magier nahm das wohl zur Kenntnis.

„Ich hörte von deinem Unglück“, bestätigte Vessetshen. „Doch was können wir schon für dich zu tun? Wie vermögen wir unbedeutenden Spielbälle der Götter dir in deiner großen Trauer beizustehen?“

Natürlich wussten die Weißen Magier, warum der König kam. Sie hatten es in seinen Gedanken gelesen. Nicht wirklich gelesen, wie bei einem magisch nicht Begabten. Das ging nicht, auch nicht mit ihrer Macht. Denn Everkrem II. war immer noch begabt genug, einen Schildzauber über sich zu legen, damit seine Gedanken nicht von jedem zu lesen waren. Der Souverän war jedoch weitaus fähiger, als er selbst glaubte, denn von den Gedanken drang rein gar nichts nach außen, nicht einmal für einen so mächtigen Mann wie Vessetshen. Was jedoch weiterhin nach außen drang, waren seine Gefühle und immer mal wieder ein Bild. Und eines der Bilder zeigte den König, wie er den Magiern für die Hilfe bei der Suche nach den Töchtern dankte.

Nun waren die Weißen Magier auch deshalb ein so mächtiger Orden, weil sie immer genau gewusst haben, was sie wollten. Hinter jeder ihrer Handlungen steckte ein sehr ehrgeiziger Plan. Der Großmeister des Ordens kannte diesen Plan im Detail. Und er würde alles dafür tun, dieses Ziel nicht in Gefahr zu bringen.

Was aber den Plan auf tönernen Füße stellen konnte, war das – auch und besonders erfolglose – Eingreifen in weltliche Belange. Es ging hier um nichts weiter als den Bestand eines Königshauses. Der König wollte seine Töchter zurück. Zum einen war er gedemütigt worden von Alorgo, dem Karogej. Zum anderen aber riss mit dem Verschwinden seiner geliebten Töchter auch die Blutlinie seines Hauses ab.

Das war zwar tragisch, ein jedes Element für sich genommen bewegte sich aus der Sicht des Königs auf dem Niveau eines Katastrophenhorizontes von globalem Ausmaß, de facto handelte es sich jedoch um nichts weiter als eine kleine Familientragödie. Es gab Städte auf dieser Welt, da verschwanden fast täglich Einwohner. Väter, Mütter, Söhne, und eben auch Töchter.

Es waren die Verwandten von einfachen Leuten, aber deren Blutlinie würde auch aussterben, nur weil ein Souverän mal wieder billige Arbeitskräfte oder Geld in den Kassen benötigte. Global gesehen war etwas Alltägliches geschehen. Daher nahm Vessetshen erst einmal eine Abwehrhaltung ein.

„Was ihr zu tun vermögt?“, hauchte der König. „Ich bin kein Magier, daher habe ich den mächtigsten magischen Orden aufgesucht, um seine Hilfe zu erbitten. Ich flehe euch an, meine Kinder zu finden.“

„Sieh, Everkrem, König von Dunum: Dein Problem, so gigantisch es auch sein mag, ist doch nichts weiter als ein weltliches. Wir aber sind kein *weltlicher*, sondern, wie du schon sagtest, ein *magischer* Orden“, begann Vessetshen vorsichtig. Er wollte natürlich nicht die Gefühle des Königs verletzen. Aber er konnte auch schlecht sagen, er habe schlichtweg keine Ahnung, wo die Mädchen sein könnten. Das würde seinen Orden ziemlich dumm dastehen lassen. Dabei war das Ziel doch ein anderes. „Es ist uns nicht nur nicht möglich, sondern auch gar nicht erlaubt, in weltliche Geschehnisse einzugreifen. Täten wir es, müssten wir es immer wieder tun. Und irgendwann einmal wäre unser Orden dann nichts weiter als das Machtinstrument der Souveräne. Wir sind es nicht und dürfen es nicht sein. Zu viel Macht steht hinter uns. Wir könnten versucht sein, diese Macht auf die weltliche Ebene zu übertragen. Und was dann? Dann bist du nicht mehr König von Dunum, sondern ich regiere diese Stadt.“

„Das ist mir egal“, schluchzte Everkrem II. „Ich will meine Töchter. Ich schenke dir die Stadt! Aber bring meine Kinder nach Hause!“

„Ich will deine Stadt nicht. Führe mich nicht in Versuchung, Everkrem. Und tritt meinen Glauben nicht mit Füßen“, erwiderte Vessetshen. Er befand sich nun in der besseren Position.

Der König entschuldigte sich, bat aber noch einmal um die Hilfe der Weißen Magier, wieder lehnte der Großmeister ab. Und er würde es wieder und wieder tun. Everkrem erkannte, dass es wenig Sinn hatte, die Diskussion auf dieser Ebene fortzusetzen. Er entschuldigte sich für sein törichtes Anliegen, die Weißen Magier seien in der Lage, ihm bei etwas so Banalem wie einer Kindesentführung zu helfen.

Schäumend verließ er den runden Ratssaal, ging mit festem Schritt links herum, die weiß getünchten Gänge in Richtung Vorhalle und Ausgang entlang. Irgendwo hier hielten sie ihr Heiligtum versteckt, einen Schatz von unglaublichem Wert. Schnaufend, doch unwissend, passierte Everkrem II. den nach rechts in Richtung Straße abzweigenden Seitengang mit der schmalen Treppe, der ihn zu dem Aufbewahrungsort der Kostbarkeit hinaufgeführt hätte – der einzig sandsteinfarbene Gang des Ordenshauses – und erreichte seine Soldaten nur kurze Zeit später. Die erkannten sehr wohl die Veränderung im König, fragten sich aber nicht, warum er vor Kraft strotzte. Das hatte etwas mit dem königlichen Tagesgeschäft und den Weißen Magiern zu tun. Da wollten sie nicht zwischen stehen müssen.

Als Everkrem II. gegangen war, setzten sich die Weißen Magier langsam an ihren wichtig wirkenden dunklen Tisch. Nur mit Blicken verständigten sie sich. Das hatte wenig mit Magie zu tun, es musste nicht

betont werden, dass sie sich in einer ziemlich ernsten Situation befanden. Als sie saßen, blickten alle Weißen Magier zu Vessetshen Beronaleqq. Als Großmeister fiel ihm natürlich die undankbare Aufgabe zu, eine Entscheidung zu treffen. Denn tatsächlich getroffen war noch keine.

„Wenn wir die Mädchen finden, werden wir es dem König nicht vorenthalten. Sein Dank wird uns eine große Hilfe sein auf dem Weg. Doch sollten wir nicht in der Lage sein, die Töchter zu finden, und dessen bin ich mir sicher, sonst hätten auch die magisch begabten Berater am Hof des Königs Erfolg gehabt, müssen wir hart auf der Linie bleiben, dass wir uns niemals in weltliche Dinge einmischen wollen. Der Kodex des Ordens verbietet das.“

Wortlos nickten die höheren Brüder im Raum. An den Wänden nahmen die Brüder der Zweiten und Dritten Klasse Aufstellung, um mit ihren Energien Hilfe zu sein bei der Suche nach den Töchtern des Souveräns. Die Männer am Tisch konzentrierten sich und tasteten mit ihren Sinnen nach den Rebellen. Irgendwo nicht allzu weit entfernt musste das Lager der Aufständischen sein.

Vielleicht waren sie auch in Bewegung. Die Magier suchten verzweifelt nach einem Anhaltspunkt in den auf sie einstürmenden Gefühlen und Gedanken. Doch so sehr sie auch versuchten, das Gewirr zu entflechten, aus der Kakophonie den gesuchten Sinn zu ziehen, entzog sich ihnen. Alorgo hatte offensichtlich Leute um sich, die auch seine Gruppe zu tarnen wusste. Nicht perfekt, aber das war ja auch nicht notwendig, denn Magie konnte viel, aber nun einmal nicht alles.

Wieder einmal stießen die Weißen Magier an die Grenzen dessen, was sie in der Lage waren zu tun. So gigantisch ihre Macht auch war, es gab Dinge, die vermochten sie nicht zu leisten. Das lag in der Aufgabe der Götter. Sie würden eingreifen, wenn sie es in ihrer Weisheit für notwendig erachteten.

So gingen die Brüder auseinander, um wieder ihre Studien aufzunehmen. Außer Vessetshen blieben jedoch die beiden ranghöchsten Brüder aus der Ersten Klasse im Saal. Einen Augenblick lang sahen sie sich an.

„Der König wird reagieren“, sagte Vessetshen dann.

„In diese Situation hat er sich selbst gebracht“, stimmte ihm Merged Pri'desh zu. „Es ist durch seine Emotionalität nicht besser geworden. Doch dadurch hat er sich in Zugzwang gebracht.“

„Er bringt *uns* in Zugzwang. Wir können mit der Situation nicht umgehen“, korrigierte der auf Lebenszeit gewählte Großmeister. Damals, bei der Großen Zusammenkunft, hatte er die Chance gehabt, das Amt abzulehnen. Nun musste er es auf Lebenszeit ausüben. „Wir können die Bedrohungen abwehren, indem wir unsere gesamte magische Macht nutzen. Aber wir können die Wogen nicht glätten. Wir haben ein Problem mit dem König.“

„Egal wie wir uns entschieden hätten: Wir hätten verloren“, gab Arven Amshal zu bedenken. „Wenn wir die Töchter des Königs nicht fin-

den können, verlieren wir unser Gesicht. Und wenn wir nicht bereit sind sie zu suchen, verlieren wir es auch. Was wir aufrechterhalten ist der Mythos von Macht und Größe. Doch das hilft uns in der momentanen Situation wenig. Großmeister Vessetshen hat recht. Der König wird reagieren.“

„Wir hätten seine Reaktion vielleicht hinauszögern können, indem wir behauptet hätten, es im Rat zu besprechen“, warf Merged ein. „Es hätte jedoch nur seine Hoffnung genährt, und seine Handlungen wären danach vielleicht noch überzogener ausgefallen, als nun zu erwarten.“

„Wir müssen uns vorbereiten auf die Dinge, die der König einleiten wird“, sagte Vessetshen nach einer kleinen Pause. „Denn wirklich etwas ausrichten können wir nicht gegen ihn. Diese Stadt ist mit Magie nicht zu besiegen. Sie ist gar nicht zu besiegen, und sie wird es auch niemals sein, es sei denn sie zerfällt von innen heraus. Wir könnten den König verwünschen. Das aber wäre nicht nur albern und widerspräche allen Ordensregeln, es würde auch nichts ändern. Es würde es vielmehr nur verschlimmern. Jedes Lebewesen in sehr weitem Umkreis wird auch das kleinste Zipperlein des Königs mit einem magischen Spruch unserer Seite in Verbindung bringen. Wir können seine Töchter nicht zurückbringen, aber wir können ihn krank machen. Das vernichtet alle Bestrebungen des Ordens. Außerdem wird nach diesem ein neuer König kommen. Und er würde uns weiter drangsalieren. Vielleicht sogar noch härter. Es gibt auch Dinge, die unsere Magie nicht einfach so ignorieren kann. Denkt an Bruder Wekr.“

Bei der Erinnerung an den durch einen Schwerthieb auf dem Zenit seines Schaffens und Studierens getöteten Bruder schluckten Merged und Arven. Ja, unsterblich waren sie nicht. Sie kannten große magische Sprüche, aber ihre Defensivzauber waren unzulänglich. Einige Orden hatten sehr gute, und die Brüder forschten auch in diese Richtung, aber bislang gab es keine konkreten Ergebnisse.

Hilfe suchend sah Vessetshen hinauf zum mit einem gläsernen Schlussstein geschlossenen Opaion. Von Zeit zu Zeit öffneten die Brüder die Kuppel. Ihre magischen Energien vermochten dann besser durch die dicken Wände zu dringen. Und sie waren dann auch noch besser in der Lage, in der Stadt frei gewordene Energien einzufangen und in ihren eigenen Reservoirs zu speichern. Es zu öffnen würde aber sicherlich nicht viel Besserung bringen. Überlegend schob der Großmeister die Unterlippe vor und beschloss, am späten Abend noch einen Versuch zu wagen, dann mit einem geöffneten Dach, um wirklich alle magische Energien nutzen zu können.

\* \* \*

Die Taverna *Meryana* war nicht sehr voll. Einige Söldner saßen an den Tischen, zwischen ihnen sauste die Magd hin und her, um aufzuräumen, neue Getränke zu bringen, und zu wischen. Der Wirt mit der schlichten beigefarbenen Tunika und dem rotbraunen Ledergürtel wischte sich den Schaum vom Bart. Er trank mit seinen Gästen. Das war finanziell nicht wirklich zu seinem Vorteil, aber die Gesellschaft durch den Thekenmeister versicherte den Gästen, dass sein Bier zwar stark aber nicht übermäßig mit Drogen versetzt war.

Denn viele Wirte schenkten hier auf Mojenaprolfad – und auch auf anderen Kontinenten der Welt – ein Starkbier aus, das hauptsächlich aus Halluzinogenen bestand. Die positive Nebenwirkung dieses Getränkes war die Freude und der abklingende Schmerz, egal wie groß er sein mochte. Selbst ein Pfeil im Rücken ließ sich so ignorieren. Natürlich wurde es dadurch nicht besser, denn am nächsten Morgen war die Wirkung des Bieres weg, der Pfeil aber immer noch da.

Deshalb gingen die weitaus meisten Lebewesen der Welt den Weg, die Ursache ihrer Schmerzen zu bekämpfen, nicht die Symptome. Natürlich ging das nicht immer, aber meistens funktionierte es. In der Taverna in Dunum suchte man diese starken Drogen vergeblich im Bier. Sicher, es löste die Zunge, es machte glücklich und regte zur Albernheit an, aber es tat nichts weiter. Nicht einmal Kopfschmerzen bereitete es. Oder Übelkeit. Ein paar Drogen waren dann doch drin ...

An einem Tisch saßen drei Söldner zusammen. Zwei der Männer berichteten wortgewaltig von ihren Taten, der Dritte saß mehr oder weniger still dabei und hörte zu. Er trank auch kein Bier, sondern sprach dem Honigwein zu. Einer der beiden Erzähler schien ein großer Redner zu sein. Vielleicht hatte er schon einige dieser Dinge erlebt, aber der Wirt, der das Kommen und Gehen von Söldnern schon einige Zeit beobachtete, war sich sicher, dass dieser Mann zwar viel mit dem Mund, aber längst nicht so viel mit dem Schwert auszurichten vermochte.

In jedem Fall unterhielt er die eine Hälfte der Taverna und auch die Magd hatte Spaß an seinen Geschichten. Als der eine Söldner, ein Retisa mit langem, rotem Haar, fertig war mit seiner Geschichte, erhob der andere, ein Isheni mit langem, welligem blonden Haar seine Stimme. Innerlich verdrehte der Wirt die Augen. Nach der Übertreibung des Retisa musste der Isheni natürlich die bessere Geschichte erzählen.

Er würde die Zahl seiner Gegner ins Unermessliche steigern und sie alle mit nur einem Hieb töten. Irgend so ein Schwachsinn. Angler erzählten sich solche Dinge auch über die Größe ihrer am Vortag gefangenen Fische. Doch Beleni hatten sich so weit in der Gewalt, dem Unglaublichen noch einen Hauch von Normalität beizufügen. Es war immerhin noch im Bereich des Möglichen, einen so großen Fisch selbst gefangen zu haben. Ein Isheni oder Retisa war dazu offensichtlich nicht in der Lage. Der schwarzhaarige Wirt zog die Nase hoch und lehnte sich gegen die Theke, um das Unglaubliche zu hören.



„Wir hatten einmal den Auftrag, mit nur zwanzig Söldnern eine Gruppe Räuber aufzustöbern, über deren wahre Größe uns absolut nichts bekannt war. Wir wussten nur, dass es Karogej waren. Mehr konnten uns die Auftraggeber nicht sagen“, begann der langhaarige Mann, und seine blauen Augen leuchteten auf, als er sich an die Situation erinnerte. Es schien ihn wirklich glücklich zu machen, diese Karogej gejagt und gefunden zu haben. Egal wie groß die Probleme auch gewesen sein mochten. „Die Bande hatte uns natürlich bemerkt und wich vor dieser akuten Bedrohung zurück. Uns wurde klar, dass sie so groß nicht sein konnte. Oder dass sie ein sicheres Versteck kannte, in dem wir sie nicht würden aufbringen können.“

Die meisten Zuhörer nickten. Diese Möglichkeit gab es auch noch. Die Diebe mochten auch dem Kampf bewusst aus dem Weg gegangen sein. Warum einen Mann opfern, wenn es ganz ohne Kampf gehen würde? Die Größe der Gruppe war bei dieser Entscheidung irrelevant. Auch eine kleine Anzahl Söldner war in der Lage, eine große Zahl Gegner kampfunfähig zu machen. Das war schließlich ihr Job. Wenn sie nicht an den Höfen von Königen dienen wollten, dienten sie immer mal wieder verschiedenen Herren. Sie stellten ihre Kampfkraft in den Dienst des Herrn, der besser zahlte. Oder der sie schon eine Weile durchfütterte.

„Sie trampelten aber eine deutlich lesbare Spur in den Wald“, erzählte der Isheni weiter. „Selbst ein Blinder hätte ihrem Weg nur mithilfe seines Stockes folgen können. Zweige abgebrochen, Drijon niedergetrampelt oder durchschlagen, das volle Programm. Also gingen wir dieser Spur nach. Vielleicht sollten wir ihr auch folgen, um in einen Hinterhalt zu geraten. Aber darauf waren wir vorbereitet. Es wurde jedoch klar, dass sie sich zum Nordmassiv zurückziehen wollten. Dort wären sie ziemlich sicher vor uns. Und in jedem Fall im Vorteil, wenn wir ihnen folgen sollten.“

„Wann war das denn? Und wo?“, fragte der Wirt. Die Provokation klang zwar nicht so deutlich durch, wie sie gemeint war, aber war dennoch fühlbar. Ganz offensichtlich glaubte er dem Söldner kein Wort. Der wandte sich grinsend um und schüttelte leicht den Kopf. Damit zeigte er dem Wirt einfach nur an, dass er die Einmischung als Unhöflichkeit empfand und wollte fortfahren. Doch der dritte Mann am Tisch, ebenfalls ein langhaariger Isheni, drehte sich zum Wirt.

„Es war vor ein paar Monden in Vissmed. Wir hatten den Auftrag vom Verwalter von Goreq Meshq. Sagen dir diese Namen etwas, Wirt?“ Dann deutete der Söldner auf seinen Freund. „*Sein* Name ist Mirgom Asru'at, der wird dir sicherlich geläufig sein.“

Mehr sagte der Mann nicht. Musste er auch nicht mehr, denn der Gaststättenbesitzer war deutlich blass geworden. Mirgoms Ruf eilte ihm weit voraus. Sicherlich waren die Karogej nicht geflohen, weil sie Lust auf einen Waldspaziergang hatten, sondern weil sie Mirgom hinter sich wussten. Das war dem Schankwirt sofort klar. Und die Geschichte muss-

te auch nicht mehr erzählt werden. Barden hatten das schon getan, schon vor zwei Monden. Das war einer der Gründe, warum weder Mirgom Asru'at noch sein Begleiter Siyo'Djan Karmaq etwas für ihre Getränke und Speisen bezahlen mussten.

Das hatte der König übernommen. Er sah in den beiden Männern die Lösung seines Problems mit Alorgo. Ein Problem, das freilich vor ein paar Tagen mutiert war. Vielleicht wusste Alorgo noch nicht, wer hier in der Stadt saß und soff. In jedem Fall würde er es sehr bald erfahren, dessen war der Wirt sich sicher.

Ungerührt von der Tatsache, dass seine Taten wohl schon hier angekommen waren, brachte Mirgom die Geschichte seines Triumphs zu Ende. Er berichtete, wie sie am Gebirge angekommen waren und sich niedergelassen hatten. Er und Siyo'Djan brachen dann auf, die Gegend zu erkunden, während die anderen Söldner auf ein Zeichen warten sollten. Dieses Signal kam früher als erwartet, denn ein Pfeil schlug ins Lager. Er traf niemanden, aber es war der Pfeil eines Karogej. Abgefeuert worden war er vom Gebirge aus, und die scharfen Augen einer Söldnerin erkannten eine Höhle. Sie zu stürmen würde sie alle das Leben kosten, was immer Siyo'Djan und Mirgom auch zu planen gedacht hatten.

Doch beide Männer planten nicht, sie handelten. Sie vermuteten die Diebe in einer Höhle. Nur sie würde genug Sichtschutz bieten für die Gruppe. Und nur sie würde gut zu verteidigen sein. Vom Hang aus konnten sie den Bogenschützen beobachten und erfuhren so, wo das Versteck war.

Siyo'Djan fand mit seiner magischen Begabung jedoch noch etwas heraus. Ein schmaler Kamin belüftete die Höhle. Von innen war er nicht zu erreichen. Und auch nicht passierbar für einen Karogej. Dafür waren die Krieger einfach zu groß und muskulös. *Fett*, würde Mirgom sagen. Er mochte Karogej nicht leiden. Für Mirgom und Siyo'Djan jedoch war dieser Weg durchaus gangbar. Nur ihre Rundschilder konnten sie nicht mitnehmen. Es würde auf den ersten Metern mit den Parierdolchen gehen müssen. Dann konnten sie Defensivwaffen der Karogej benutzen, auch wenn die etwas groß und schwer waren. Es würde gehen.

So kletterten sie den Kamin hinab und standen im Rücken der Karogej. Das Auftauchen der Männer war wie ein Schock. Brutal schlugen die beiden Krieger eine Reihe Karogej nieder, die anderen flohen. Zum einen vor Mirgom und seinem Ruf als Schlächter, zum anderen vor dem Monster mit der Spatha neben Mirgom.

Und so kam es, dass die anderen Söldner auf wenig Widerstand stießen bei ihrem Vordringen. Sie nahmen einige Karogej als Gegangene mit und ließen sie die gemachte Beute wieder zurück an den Ort tragen, von dem sie sie entwendet hatten. Die Söldner wurden bejubelt und als Befreier gefeiert. Mirgom und Siyo'Djan zogen jedoch weiter, weil Alorgos Ruf sie anzog. Dieser Widerstand war nach Mirgoms Geschmack, und Siyo'Djan war sich sicher, in Dunum den Ort wiederzuerkennen,

auf den ihn Anli'kaa aufmerksam gemacht hatte. Dort war etwas zu tun, und die Götter hatten einmal mehr über die Sklavin einen Auftrag für den Magier, dessen dunkelgrauer Umhang ihn erkennbar zu einem Angehörigen des Ssremt-Ordens machte.

Auch wenn Siyo'Djan keinen Bogen mit sich herumschleppen wollte, seine Spatha und der lange Mantel genügten, um Respekt zu erhalten. Und wie bei den Karogej in der Höhle in Vissmed begleitete ihn auch hier der Fluch der Wilfen. Nicht wirklich zu seinem Nachteil, wie er zugeben musste.

## 2. Kapitel

Roya Muna schloss die Tür und setzte sich auf den Schemel vor dem Tisch. Sie holte tief Luft und schüttelte den Kopf. Das war knapp. Langsam, fast schon andächtig zog sie ihre Tunika aus und machte sich das hellgrüne Stück Stoff vom Oberkörper. Artome ...

Nichts, was Roya tat, vermochte Artome zurückzubringen. Aber vielleicht kümmerte sich die Göttin der Diebin ja irgendwie um die geliebte Schwester. Wo immer sie auch sein mochte. Die junge Frau hielt einen Moment inne. Ja, mit Sicherheit kümmerte sich die Göttin um Artome. Auf welche Art auch immer. Roya war sicher, der Schwester würde es an nichts mangeln.

Mangeln ... ihrer Planung mangelte es etwas an Übersicht. Auf dem Dach hatte es einen langen Moment ziemlich eng ausgesehen. Wie konnte sie übersehen haben, dass ein Bewohner des Hauses zurückkommen würde? Wie hatte sie ausschließen können, dass irgendjemand im Haus wäre?

*Da hätte ich wirklich drauf kommen müssen*, dachte Roya bei sich. *So ein Haus ist meistens nicht ganz leer. Besonders dann nicht, wenn irgendwelche wertvollen Reliquien oder liturgischen Gefäße dort aufbewahrt werden.*

Doch das war es, was bislang bei allen Coups geschehen war: Etwas passierte, auf das sie hätte vorbereitet sein müssen. Es kam nicht nur darauf an, alle Wege zu kennen und zu wissen, was man wollte. Es war auch nicht ganz unwichtig, auf Eventualitäten vorbereitet zu sein. Zumindest auf die wahrscheinlichsten. Wie etwa Lebewesen in einer nicht aufgegebenen Stadt.

Roya zog sich aus und wusch sich langsam. Sie tat es sehr bewusst, um den Raubzug abzuwaschen. Ihre Beute beachtete sie gar nicht. Sie lag noch immer im Beutel, unter den gestohlenen Kleidern. Und der Beutel lag auf dem schmalen Bett, in das unmöglich jemand hineinpassen konnte, der größer und breiter war als die zierliche kleine Diebin. Nicht Royas Problem. Ihre Figur hatte genug Nachteile, sie musste auch Vorteile bieten. Nicht nur bei waghalsigen Einbrüchen.

Der Raum wirkte auf die junge Frau etwas erdrückend. Wenig Platz für Freude oder aufhellende Gedanken. Das Holz war dunkel, die Einrichtung eher spartanisch zu nennen. Außer dem Bett, dem Schemel und dem Tisch gab es hier nichts. Immerhin Stuhl und Tisch, Roya hatte schon ärmlicher gehaust, und ihre Herkunft erleichterte es ihr, mit solchen Bedingungen umzugehen.

Nach dem Waschen in der Schüssel nahm Roya etwas Wasser aus der Kanne und trank es langsam und bedächtig. Sie benutzte dafür ihr eigenes Trinkgefäß, ein aus Silber getriebenes kleines Horn mit aufgesetz-

tem, goldenem und verziertem Mundstück. Wieder dachte sie an den zurückliegenden Coup, um ihn danach aus dem Gedächtnis zu verbannen. Mit der Sklavinnennummer war sie aus der Sache herausgekommen. Unglaublich. Warum funktionierte das nur immer wieder?

Sie fand sich nicht wirklich überzeugend in der Rolle, sie konnte sich auch gar nicht damit identifizieren. Denn auch wenn sie als eine Beleni unter Isheni aufgewachsen war, sie war immer frei gewesen. Nun, als Söldnerin, hatte sie einen ehrbaren Beruf und einen angesehenen Stand. Könige fragten nach ihrer Arbeit, baten um ihre Hilfe. Die kleine, eingeschüchterte Roya war jemand, eine Kriegerin, die geachtet war.

Dass sie im zweiten Leben eine Diebin war, wusste niemand und musste auch niemand wissen. Diesen Teil ihres Lebens blendete die junge Frau bewusst aus. Zwar waren ihre Beweggründe andere als die der weitaus meisten Diebe der Welt, aber immer noch nahm sie Fremden Dinge weg, an denen ihr Herz hing; Gegenstände, die eine große Bedeutung hatten.

Bedeutung ... Roya fiel ein, dass sie unmöglich mit ihrem Diebesgut aus der Stadt marschieren konnte. Selbst ein Spaziergang damit war gefährlich, auch hier im Hafenzentrum, schließlich würden die ehemaligen Besitzer weiter danach suchen. Bisher krepelten sie nur die Oberstadt und die Randgebiete der benachbarten Stadtteile um, doch schon bald waren alle Tore dicht, und Soldaten würden jede Person anhalten, die das Diebesgut bei sich führen konnte. Also quasi jeden. Sie musste zum Tempel, und sie musste schnell dorthin, um den Häschern zu entgehen, die wohl auch eine junge Söldnerin, ohne zu zögern, anhalten würden.

Roya zog sich wieder an. Nicht hastig, aber doch zügig, ohne herumzutrodeln oder sich in Überlegungen zu verfangen. Dafür war keine Zeit, es würde auch so knapp werden. Einzig ihre Kraft würde nun helfen können, den Tempel zu erreichen. Sie und eine große Portion Glück. Oder göttliche Hilfe. Vielleicht alles zusammen. Sie entschied sich gegen eine Tarnidentität und ging als Söldnerin mit festem Schritt aus der Taverna, nachdem sie ihr Zimmer bezahlt und keine Rückkehr in Aussicht gestellt hatte. Sie würde gehen. Noch heute, mit dem nächsten Schiff. Es würde schon die richtige Richtung nehmen. Ihr Ziel lag nicht weit entfernt, am Rand des Hafenzentrums. Der Weg war nicht lang, und Roya trat auf das Forum, als sie angehalten wurde.

„Söldnerin, wohin so schnell des Weges?“, fragte ein Mann mit Stock in der Hand. Es war nicht derjenige, der Roya schon zweimal angesprochen hatte. Der hatte sich wahrscheinlich das Gesicht gemerkt, um es nicht ein drittes Mal zu versuchen.

„In den Tempel zum Gebet, bevor mein Schiff geht“, erwiderte Roya.

„Ich muss dich durchsuchen!“

„Natürlich musst du das. In deiner Kammer, oder nehmen wir ein Zimmer hier in einer Taverna?“

„Rede keinen Unfug, Söldnerin!“

„Dann lass mich in den Tempel“, fauchte Roya. „Lieber mich an, wenn ich mit meiner Göttin gesprochen habe. Aber nicht jetzt!“

Roya ging einfach weiter und ließ einen erstaunten Mann stehen, der aber nicht hinter ihr her schrie. Besonders nicht, als die junge Frau tatsächlich nach Ablegen der Schuhe und ihrer Waffen einen der Tempel am Forum betrat. Das Gebet war eine heilige Sache, auch wenn sie einen anderen Glauben hatte. Ihre Götter mochten aber übellaunig auf die Verzögerung reagieren. Diesem Zorn wollte der Mann sich nicht aussetzen. Er konnte die Söldnerin noch immer durchsuchen, wenn sie aus dem Tempel kam. Obwohl sie wahrscheinlich auch dann noch glauben würde, er wolle mit ihr ins Bett. Achselzuckend ging der Mann einfach weiter und hakte die junge Frau als zickiges Miststück ab. Kurz darauf hatte er sie vergessen.

Roya betrat den Tempel und sah sich um. Am zentralen Altar stand eine junge, schwarzhaarige Frau und wandte sich zur Diebin um. Roya erblickte sie und ging auf sie zu.

„Ich hatte gehofft, dich hier zu treffen“, sagte die Diebin erleichtert.

„Ich weiß. Du willst mir etwas geben?“, fragte die fröhlich grinsende Frau mit den wilden schwarzen Locken und den dunkelbraunen Augen.

„Ja, diesen Becher hier“, bestätigte Roya nickend.

„Es wäre blöd, damit in der Stadt spazieren zu gehen“, stimmte die knapp gekleidete Frau zu. Sie nahm den Becher und stellte ihn auf den Altar. „Hier steht er doch viel besser. Ich werde ihn aber gleich wegräumen. Ich wollte ihn nur einmal an einen Ort stellen, der seiner würdig ist. Immer in einer dunklen Kammer ist doch kein Ort für ein heiliges liturgisches Gefäß.“

„Ich will gar nicht wissen, warum“, sagte Roya und hob abwehrend die Hände. Sie hatte schon am Ton ihrer Gesprächspartnerin den Wunsch erkannt, alle Zusammenhänge zu erklären.

„Das hatte ich befürchtet“, sagte die Schönheit dann und strich Roya durch das Haar. „Du solltest jetzt an Bord gehen. Die *Vildjen* wird dich nach Mojenaprolfad bringen. Dein nächstes Ziel wartet in Dunum auf dich. Eine große Herausforderung, meine Liebe. Ich werde dort im Tempel sein, dann können wir unter angenehmeren Vorzeichen reden. Und viel entspannter. Dann ist sogar Zeit für ein Gebet. Oder einen anderen Teil der Liturgie.“ Die Frau mit dem knappen Oberteil kniff der Diebin ein Auge zu und küsste sie auf die Stirn.

„Ich freue mich auf das Wiedersehen“, erwiderte Roya, kniete nieder und küsste der Frau die bloßen Füße.

„Steh auf, wir beide reden auf einer anderen Ebene miteinander“, brummte die so Verehrte. „*Um die Häuser ziehen* war ja mal die Grundidee, nicht wahr?“

Roya wurde rot, dann blass und schluckte, nickte aber.

„Dann auf nach Dunum, liebe Roya. Meine Gedanken und Wünsche begleiten dich“, sagte die Frau und wandte sich um zum Altar. Roya

kniete noch einmal nieder, dann verließ sie den Tempel ihrer Göttin und ging zum Hafen.

Die *Vildjen* war ein wenig vertrauenerweckendes Schiff mit spärlichem Laderaum, aber Kabinen für Passagiere. Der Kapitän machte etwas Geld mit Überfahrten, und Roya wäre von allein niemals auf die Idee gekommen, diesen üblen Kahn zu betreten. Zu heruntergekommen wirkte der Dreimaster: Das Besansegel hing nur noch in Fetzen herunter und war ohne irgendeinen Sinn. Es hätte auch eingeholt werden können, aber der Eindruck drängte sich auf, dass es an Bord niemanden gab, der darauf auch nur die geringste Lust hatte.

An Deck lagen Seile herum, gerade so, als würden sie im nächsten Moment benötigt. Angelegt im Hafen erweckte aber auch dieses Durcheinander mehr den Eindruck einer stinkfaulen Besatzung und einer fehlenden strengen Hand. Oder einem Führungsstil, der am ehesten mit *Laissez-faire* umschrieben werden konnte. Roya wagte nicht sich vorzustellen, wie es unter Deck aussehen mochte. Sie beschloss, an Deck zu schlafen. Und wenn ihr die gesamte Besatzung bei der morgendlichen Körperpflege zuschauen sollte: So schäbig, wie das Schiff an Deck aussah, musste sich diese Widerlichkeit unter Deck in einem potenzierten Zustand fortsetzen.

Die Diebin wollte nicht irgendwelche Lebensformen von Bord mitnehmen, die irgendwo dort unten ein Biotop gefunden hatten. Seltene Formen von blutsaugenden Kreaturen vielleicht, die sich, einmal an Land gekommen, sprunghaft vermehrten und die Macht auf Drurka an sich rissen, indem sie alle anderen Lebewesen einfach leer tranken. Roya schüttelte sich noch einmal, dann ging sie über die schmale, knarrende Planke, die unmöglich viel mehr als ihren zierlichen Körper tragen konnte, an Bord, direkt hinein ins Chaos.

Der Kapitän machte einen verwegenen Eindruck, attraktiv in den Augen der jungen Söldnerin. Vielleicht nicht unsympathisch, aber Roya hätte ihn auch nicht als Partner haben wollen. Für wenig Geld ließ er die Frau an Bord. Und er machte keinen Hehl daraus, dass die Diebin die größte und schönste Kabine bekommen hatte, weil er sie für die schönste Frau ansah, die jemals die Planken seines Schiffs betreten hatte. Das sagte er wahrscheinlich zu jeder Frau, und in manchen Fällen mochte er damit bis ins Bett kommen. Bei Roya würde es nicht passieren, dessen war sich die Diebin sicher.

So schlimm das Deck und der Kapitän auch aussahen, so heruntergekommen das gesamte Schiff wirkte, so sauber und aufgeräumt war es unter Deck. Roya staunte über die Ausmaße und den Luxus der Kabine, die Größe und Annehmlichkeit des Bettes – wobei das sicherlich einen tieferen Grund hatte. Lächelnd nahm die junge Frau die Kabine und verschloss sie gründlich. Sie suchte und fand eine Geheimtür an der Seite und öffnete sie.

Dort war ein fast leerer Raum, in dem sich nur ein Fass mit starkem Alkohol befand, wie Roya durch eine Geruchsprobe herausfand. Die Tür zum Gang war verschlossen und würde es auch bleiben. Roya manipulierte das Schloss, sodass sie es nur von innen wieder in Gang bringen konnte. Zufrieden grinsend blockierte die Diebin auch die Geheimtür. Nur sie konnte nun an den Alkohol.

Danach änderte sie das Schloss ihrer Kabinentür so, dass es von außen nicht zu öffnen war, nur mit einer Ramme. Roya stellte sich den verdutzt dreinblickenden Kapitän vor, wie er weder an das Fleisch noch an den Schnaps kam. Scheißreise, jedenfalls für ihn. Doch die Diebin hatte zu tun. Sie würde eine Vision haben, und nach ihr konnte sie ihre Planungen beginnen. Als die junge Frau sich ausgezogen und auf dem Bett ausgestreckt hatte, legte die *Vildjen* ab und stach in See, hinüber nach Mojenaprolfad.

\* \* \*

Vessetshen Beronaleqq hatte sich noch einmal mit seinen beiden ranghöchsten Brüdern der Ersten Klasse, mit Merged Pri'desh und Arven Amshal, getroffen. Sie saßen im großen Gebetsraum gegenüber dem Eingang zum Ratssaal. Die Tür stand offen, wie fast alle des Hauses der Weißen Magier immer offen oder teils gar nicht vorhanden waren. Der Raum war trapezoid, an der Stirnseite befand sich zudem die Krümmung der Außenwand, die hier, an der Schmalseite, deutlicher ausfiel als an den Längsseiten.

Die weiß getünchten Wände waren an keiner Stelle unterbrochen durch farbige Verzierungen oder Darstellungen von religiösen Szenen oder Symbolen. Die Wände waren einfach nackt und weiß. Die Brüder saßen auf dunkelbraunen Holzstühlen mit fünf Beinen für die fünf Säulen des Glaubens: Erde, Luft, Wasser, Feuer, Magische Energie.

„Es gibt noch einen letzten Weg“, sagte Vessetshen ruhig zu seinen Brüdern. Diese nickten, denn auch sie empfanden diese Möglichkeit als letzten Ausweg, einer Konfrontation mit dem König zu entgehen. Jede Art von Konfrontation würde das Ansehen des Ordens beschädigen. Dabei waren sie angetreten, das genaue Gegenteil zu erreichen. „Wir müssen das Buch befragen.“

„Ja, seine Macht ist grenzenlos“, stimmte Arven zu. „Doch können wir es mit solch profanen Problemen belasten? Verliert es nicht Kraft und Energien, wenn wir es auf diese Art einsetzen?“

„Es verliert Energien, ja, aber wir können sie jederzeit wieder erneuern. Es bedarf nur aller Brüder des Hauses und eines Tages der höchsten Konzentration“, gab Vessetshen zu bedenken. „Und wenn das Buch in der Lage ist, uns aus dieser Situation herauszuhelfen, so gewinnen wir



großes Ansehen auf der gesamten Welt. Das wäre ein großer Schritt auf unser Ziel hin.“

„Das ist richtig“, stimmte Merged zu. „Doch weiß ich nicht, ob wir das Buch für solch eine weltliche Schwierigkeit missbrauchen sollten. Denn es ist nicht irgendein magisches Buch. Es ist *das* magische Buch. Kein Orden der Welt hat ein vergleichbares mit einer solchen Macht.“

„Daher sollten wir es nutzen“, sagte Vessetshen. Langsam erhoben sich die drei Männer und gingen hinaus aus dem Betraum, durch den Vorraum des Ratsaals und bogen rechts ab in den sandsteinfarbenen Gang, um nacheinander die schmalen Stufen der Treppe in das Obergeschoss des Hauses hinaufzusteigen. Die Treppe führte direkt auf einen kleinen, fensterlosen Raum zu, in dem auf einem säulenartigen Podest ein dickes, in Leder eingebundenes Buch lag. Andächtig nahmen die drei Männer davor Aufstellung und sahen es an. Es reagierte mit freudigen Schwingungen auf die Präsenz der drei Männer und ihre Verehrung.

„Für die Energien des Magischen Stroms, mystisch, undurchdringlich und geheimnisvoll wie der Nebel, weißer Nebel, weiß wie die Weißen Magier, deine demütigen Diener und Beschützer“, murmelten die drei weiß gekleideten Gestalten leise und ehrfürchtig. Sodann trat Vessetshen einen Schritt vor und öffnete das Buch. Und der Großmeister, Merged und Arven wurden umflutet von den grünblauen Wogen des Magischen Stromes, die aus dem Buch herauswaberten. Es durchdrang die Magier, flutete zurück und blieb dann wie schwere Schwaden dichten Nebels im Raum stehen.

„Ihr kamt, mich etwas zu bitten“, brummte das Buch. „Etwas nicht Sakrales, etwas Weltliches.“

„Ja, oh magisches Buch“, hauchte Vessetshen ehrfürchtig, den die Allwissenheit des Buches nicht weiter überraschte. „Es handelt sich um die Töchter des Königs. Sie wurden entführt von Alorgo dem Karogej.“

„Der Karogej handelt ja nicht völlig ohne Legitimation, nicht wahr?“, begann das Buch zu diskutieren. „Sein Volk wurde betrogen von des Königs Familie.“

„Das mag schon sein“, gestand Vessetshen. „Aber der König hat uns gebeten, seine Töchter zu finden. Und entführte Kinder sind etwas, das wir nicht gutheißen können.“

„Gebrochene Verträge, versklavte Familien und ausgelöschte Stämme aber schon?“, konterte das Buch. Scheinbar wollte es darüber in epischer Breite reden. Vessetshen verstand die Bedenken des Buches. Aber er musste es überreden, dem König zu helfen, wenigstens dieses eine Mal. Der König musste es ja nicht erfahren, sie konnten das auch diplomatisch lösen. Nur lösen mussten sie es, egal wie. Sonst würde die Luft wirklich dünn werden.

„Willst du uns helfen, oder verweigerst du deine Hilfe in dieser schweren Stunde unserer Kongregation?“, fragte der Großmeister das magische Buch und versuchte, einen entschlossenen Gesichtsausdruck zu machen.

„Ich halte mich aus dieser Sache heraus. Ich habe die Macht, Alorgo in Stein zu verwandeln, die Mädchen müssten einfach nur nach Hause gehen. Sogar führen könnte ich sie noch. Doch die Familie des Karogej wurde verraten. Sein Stamm, sein Besitz, seine Güter, ob weltliche oder Rechtsgüter, wurden von Dunum eingezogen. Er ist vogelfrei, jeder darf ihn töten, und das wird auch sein Schicksal sein. Ich muss das nicht beschleunigen. Er ist zu weit gegangen, aber es ist nicht meine Aufgabe, ihm das zu erklären. Ja, ich verweigere meine Hilfe. Die Stunde ist nur halb so schwer, wie ihr vermutet. Sie wird den Glauben nicht auslösen, sie wird nur wenige Kratzer am glänzenden Abbild eurer weißen Roben lassen. In ein paar tausend Jahren wird niemand mehr von dieser Geschichte wissen.“

„Aber der König wird reagieren“, gab Vessetshen zu bedenken.

„Natürlich wird er das“, erwiderte das Buch. „Er ist der König. Und zudem der Vater der Mädchen. Sonderlich glücklich wird er über meine Entscheidung nicht sein. Doch wenn er sich auf seine Stärken besinnt, wird er seine Probleme ohne Magie lösen können.“

„Aber das Ansehen des Ordens, oh magisches Buch!“, entfuhr es Vessetshen erschrocken.

„Was ihr immer mit eurem Ansehen habt. Wollt ihr innerhalb der nächsten paar Jahre die Weltherrschaft?“

Die drei Weißen Magier hielten die Unterhaltung für beendet. Vessetshen klappte das Buch einfach zu und ging mit den beiden anderen Magiern in den Gebetstraum. Nachdem sie alle einmal durchgeatmet hatten, sahen sie sich an.

„War wohl kein guter Tag, das Buch zu befragen“, entfuhr es Arven.

„Es war einfach nur kein gutes Thema, würde ich sagen“, erwiderte Vessetshen. „Das Buch hat ja nicht ganz unrecht. Der König hat sich das Problem Alorgo selbst geschaffen. Ohne die Kriege seiner Familie, ohne den Vertragsbruch, gäbe es diese Situation gar nicht. Seine Töchter wären zu Hause und würden darauf warten, dass endlich mal ein Mann vorbeikommt, der sie will.“

„Das Problem hat der König auch selbst gemacht“, hängte Merged dem breit grinsend an.

„So ist es beschlossen“, fasste Vessetshen zusammen. „Wir halten uns aus seinem Problem heraus, und zwar mit der Begründung des Buches.“

„Ich kenne seine Antwort“, brummte Arven nur.

„Was denkst du, wird er sagen?“, wollte Merged wissen. Arven war für viele Dinge bekannt, er war ein großer Magier. Er war nur kein Hellseher. Niemand war das.

„Er wird fragen, was er für die Fehler seiner Eltern und Großeltern kann“, erwiderte Arven achselzuckend. In seinen Augen war das eine logische Argumentation. „Er wird fragen, warum seine Töchter leiden müssen für Dinge, die lange vor ihrer Geburt von anderen Leuten verantwortet wurden.“

„Weil Alorgo auch noch unter dem zu leiden hat, was vor langer Zeit geschehen ist. Er könnte ein König sein, ein Fürst. Er könnte ohne Entbehrungen leben, nicht auf der Flucht. Doch die Dinge der Vergangenheit haben die Gegenwart eingeholt und beeinflussen sie nun. Daher sollte ein jeder von uns weise Entscheidungen treffen und an die nachfolgenden Generationen denken“, sagte Vessetshen sanft.

„Er wird kochen, wenn du es so sagst“, erkannte Arven. „Aber er wird zugeben müssen, dass du recht hast.“

„Das Buch hat recht. Ich persönlich wäre schwach und würde Everkrem II. helfen wollen. Allein aus der Weisheit des Buches ziehe ich die Kraft“, erklärte der Großmeister. Seine beiden Gefährten nickten.

„Lasst uns ins Dormitorium gehen, ich bin müde“, sagte Arven dann nach einem Augenblick des Schweigens und erhob sich. „Es ist spät, und wer weiß, wann wir mit der königlichen Strenge zu rechnen haben.“

Die drei Männer erhoben sich und gingen gemeinsam eine Tür weiter in den großen Schlafsaal neben dem Ratssaal. Fast alle anderen Brüder lagen hier schon und schliefen tief und fest.

\* \* \*

Roya war erwacht und hatte gesehen, was sie zu tun hatte. Sie kannte nun die Räumlichkeiten und das Objekt, und sie wusste, wie sie vorgehen musste, um es zu bekommen. Nun setzte sie sich an den Tisch und konzentrierte sich auf die gesehenen Bilder, um sie in einen richtigen Plan umzusetzen. Zuerst zeichnete sie den Grundriss des Gebäudes, dann die Räume, die sie gesehen hatte. Sie wählte einen Weg hinein und nahm ihn optional als Weg hinaus.

Mitten in ihrer Planung erkannte sie, dass das nicht funktionieren würde, es sei denn das Gebäude blieb die gesamte Zeit über leer. Das war aber nicht anzunehmen und nach dem letzten Coup auch nicht mehr in Erwägung zu ziehen. Also musste es anders funktionieren. Sie wusste, dass es einen zweiten, einfachen Weg auf das Dach gab. Mit Stufen und von innen, der bestimmt an einer schweren Holztür endete. Es konnte ja nicht so schwierig sein, im Obergeschoss eine Treppe nach oben zu finden. So groß war das Gebäude dann auch wieder nicht.

Seine Struktur, wie sie sie gesehen hatte in der Vision, war relativ einfach und ließ nicht viele Möglichkeiten offen, wo sich die Treppe befinden konnte. Das würde der Weg auf das umlaufende Dach sein. So würde sie zurückkommen. Hinein ging nicht auf diesem Weg, das war ihr klar. Sicherlich lag ein schwerer Balken von innen vor der Tür, um sie geschlossen zu halten gegen Leute mit Royas Absichten. Wenn diese Leute aber so zierlich waren wie Roya, bot sich ihnen ein anderer Zugang. Etwas riskanter, aber es ging immerhin rein.

Als Nächstes war sich die Diebin sicher, im Gebäude unzähligen Personen zu begegnen. Traumatisiert vom letzten Coup nahm sie natürlich mehr Lebewesen an, als rein rechnerisch dort leben konnten. Inklusive Besuch. Wie sie durch diese Massen unerkannt hindurchkommen wollte, entzog sich erst einmal ihrer Kenntnis.

Von Beginn an wurde klar, dass sie etwas wie ein Ablenkungsmanöver benötigte, um all die Massen aus dem Haus zu bekommen. Oder zumindest in Räume mit Fenstern, damit sie auf die Straße starren konnten. Wobei ihr Weg sie relativ zielstrebig zum Objekt führen würde. Dieser kurze Weg musste schon zurückzulegen sein, ohne gesehen zu werden. Schließlich war sie schnell. Und sie wusste, was sie wollte. Durch die Tür, sofort links, und wieder rechts, nach oben und in den Raum mit dem Gegenstand, den sie stehlen wollte.

Das waren wenige Schritte. Egal wie voll das Gebäude sein mochte, auf diesen wenigen Metern würde sie niemand sehen. Nicht, wenn sie zu einer Zeit einbrach, in der ein Großteil der Bewohner schlafen würde. Sie entschied sich für die Stunden der Ruhe und wählte einen Weg, über den sie verschwinden und kommen wollte. Das würden die Nachbarcher auf der zur Akropolis hin gewandten Seite sein.

Wie immer würde sie etwas Entscheidendes übersehen haben. Aber Improvisation war auch eine Kunst. Eine Kunst, ohne die ein Diebstahl gar nicht möglich war. Das hatte sie gelernt. Gelernt ... ihre Gedanken schweiften ab.

\* \* \*

Das geringste Problem in Royas Leben war ihr Äußeres. Sie selbst hielt es für erträglich, so zu sein, auch wenn sie sich etwas zu dünn vorkam, ihre Nase zu groß fand und ihre Haare und Augen zu dunkel. Sie war nun einmal eine Beleni unter Isheni. Kein Junge würde sich für sie interessieren. Das war klar.

Doch es nervte sie schon etwas, dass die Brüste der Ishenimädchen größer waren als ihre eigenen. Die wollten so gar nicht wachsen. Sie war und blieb zierlich und klein. Doch von Alla'shana lernte das Mädchen, dass sie mit diesen Dingen, die Roya selbst als Fehler ansah, zu leben lernen musste.

„Sieh mal, Roya“, sagte ihr eines Tages die Priesterin der Aísha im vertraulichen Gespräch im Raum neben der Cella des Tempels. „Ich musste auch damit lernen zu leben, dass ich im einen Moment wie eine Onta, im nächsten wie eine Sida, dann wieder wie eine Beleni aussehe. An mir ist im ersten Augenblick nichts reinrassig. Ich war immer und überall ein Bastard. Also widmete ich mich den Schriften, statt den Lebewesen der Welt. Irgendwann aber lernte ich das Äußere zu kontrollieren und

zu steuern. Ich konnte meine Umgebung bewusst manipulieren, in mir eine Angehörige der eigenen Rasse zu sehen. Das ist von Vorteil, wenn du an einem fremden Ort bist und predigst. Ich brachte den Glauben an Aísha den Onta und den Sida, die darin immer einen Glauben der Beleni gesehen haben. Für sie war das Tushu Udun nur eine Fiktion der Beleni, ein eigenes Reich eines eigenen Glaubens. Das hat sich geändert. Ich brachte ihnen den Tanz der Aísha, ihre Gesänge und ihre Weisheiten. Und das konnte ich nur, weil ich anders aussehe. Weil ich so anders bin wie du auch, Roya.“

Als die angesehene Priesterin sich selbst mit dem Mädchen ihr gegenüber verglich, stürzten die Mauern des Traumas ein, und vielleicht hatte die Göttin Aísha ihre Hand im Spiel. Wie der Schmetterling aus der Puppe entschlüpfte Roya ihrem alten, in sich verschlossenen Selbst. Eine Veränderung ging in ihr vor. Sie musste einfach nur verstehen, wie ihr das, was die Götter ihr gaben, hilfreich sein konnte. Und so war sie eines Tages einfach fortgegangen.

Aus der kleinen, eingeschüchterten Roya wurde eine junge Frau, die sich ohne Furcht über die Straßen der Welt bewegte zu einem Ort auf Globron, an dem ein kleines Haus am Wegesrand stand. Darin lebte eine Frau, die der Magie mächtig war. Sie lehrte das Mädchen einige Zauber und half ihr, eine höhere Reifestufe zu erlangen. Fasziniert stellte Roya fest, dass sie sehr wohl magische Fähigkeiten besaß.

Nie würde sie eine so große Magierin werden wie die Frau, die sie unterrichtete, doch das Mädchen wusste, dass sie die Dinge, die sie fähig war zu tun, nur richtig einsetzen musste. Und ein Plan reifte in ihr. Ein Vorhaben mit dem festen Wunsch nach Vergeltung. Diese dunklen Gedanken bemerkte die Hexe sehr wohl, und eines Tages fragte sie nach dem Grund.

„Meine Schwester wurde vor meinen Augen von Soldaten aus Seltash entführt“, erklärte Roya offen und ohne jede Scheu. „Mein Vater und mein ältester Bruder machten sich auf die Suche nach ihr und verschwanden ebenfalls. Ich bin fortgegangen, um herauszufinden, wie ich meiner Schwester im Rahmen meiner Möglichkeiten am besten helfen kann. Ich bin nicht schön, ich bin nicht stark, ich bin nicht außerordentlich begabt. Aber es wird etwas geben, das ich tun kann, so wenig es auch sein mag.“

„Du denkst an Rache, nicht wahr?“

„Ja, ich denke an Rache. Ich weiß noch nicht, wie ich das umsetzen soll. Ich will meine Schwester rächen, meinen Vater und meinen Bruder. Ich habe immer mir die Schuld gegeben, dass es geschah. Lange Zeit habe ich mich gehasst dafür, dass ich nicht versucht habe, meiner Schwester zu helfen. Heute weiß ich, dass ich es nicht gekonnt hätte. Meine Schwester vermochte nur einen Krieger zu kratzen. Im Gesicht. Was hätte ich als kleines Mädchen schon ausrichten können?“

„Aber du willst dich rächen“, sagte die Magierin und nickte verstehend. „Du willst aber nicht nur die Rache für die Verschwundenen deiner Familie. Du willst auch Rache für Dich, nicht wahr?“

„Ja, natürlich. Sie haben auch mein Leben zerstört. Ich war ein fast normales Kind, nur dass ich eine Beleni bin. Ich hätte unter diesen Vorzeichen entsprechend aufwachsen können, ohne jede Nacht einen schrecklichen Alptraum zu durchleben, ohne vor Kummer fast zu vergehen. Und ohne die dunklen Wolken des Selbstmordes immer im Bewusstsein zu haben. Sie haben auch meinen Verstand getrübt. Vielleicht wäre ich heute intelligent.“

„Du bist intelligent, Roya“, erwiderte die Hexe lächelnd. „Und du kennst ausreichend magische Sprüche, die du nutzen kannst. Kleinigkeiten lassen dich selbst schon die für Zauber erforderlichen Energien erzeugen. Sie kannst du nutzen. Eine große Magierin, die es mit der Birgin und ihren Soldaten aufnehmen kann, wirst du freilich niemals werden, egal wie viel Energie du noch erzeugen magst. Deine magischen Möglichkeiten sind fast ausgeschöpft, nur ein sehr guter Lehrmeister oder eine sehr große Hexe vermögen dir noch etwas beizubringen, das dich weiter ansteigen lässt. Nicht weit aufsteigen in der Reife, das muss dir immer gegenwärtig sein. Aber doch weiter ansteigen, das ist noch möglich. Ich sehe aber in deinen Augen den Wunsch, weiterzuziehen. Für deine Rache benötigst du auch eine Waffe. Und sie zu führen sollte dir jemand beibringen, der es vermag, mit Waffen umzugehen. Ein Schmied, ein Edelmann, ein großer Krieger oder Söldner. Ihn zu suchen ist deine nächste Aufgabe, zu einem Krieger oder einer Kriegerin wird dich dein Weg von mir aus führen.“

Roya verstand das zwar nicht als Rausschmiss, packte aber dennoch ihre Sachen. Natürlich, sie benötigte jemanden, der ihr zeigte, wie sie mit einer Waffe umzugehen hatte. Eine Spatha, ein Sax, eine Lanze, ein Bogen ... irgendeine Waffe. Hauptsache, sie konnte damit lebende Leute töten. Wie grausam, bestialisch oder gemein das sein mochte – es würde ja nicht Royas Problem sein, höchstens die Blutflecken in der Kleidung – war dem Mädchen egal.

Roya konnte mit einem Messer umgehen. Sie konnte es werfen und traf meistens damit, war in der Lage, damit zu schneiden, ohne sich selbst zu verletzen – auch bei der Zubereitung von Essen –, sie konnte aber nicht gezielt damit töten. Da fing es schon an.

Als sie aufbrach, gab die Magierin ihr einige Dinge mit auf die Reise. Zum einen natürlich einen kleinen Amethysten, in dem sie ihre magischen Energien speichern konnte, um in der Not ein Reservoir zu haben. Ferner einige Kräuter und eine Schriftrolle mit den wichtigsten magischen Sprüchen, die Roya noch zu lernen hatte, um ihre Ausbildung auf ihrer Reifestufe zu komplettieren. Die Magierin wusste selbst, dass das Mädchen auch mit diesen Zaubern keine Chance haben würde gegen einen richtigen Magier, aber sie konnte sich gegen die meisten Unwägbar-

keiten der Straßen dieser Welt verteidigen. Roya lernte die Sprüche tatsächlich, auch wenn sie die Magie genau genommen nur als Hilfsmittel ansah. Mehr konnte sie bei ihr nicht sein. Dafür war sie einfach nicht begabt genug. Magische Reife war auch eine Sache der Veranlagung. Da war bei Roya nun einmal die Obergrenze fast erreicht. Vielleicht würde sie mit einer Waffe besser umgehen können als mit Magie.

Schon bald bekam sie den ersten Einblick, ob es Sinn haben würde oder nicht. Lange, viele Leute würden sagen viel zu lange, war es schon gut gegangen. Zu oft war Roya auf einer Straße unterwegs gewesen, und nichts war geschehen. Das war nicht normal für diese Welt. Ihr Willkommensgruß in der Normalität war ein Lukonja, deutlich größer als das zierliche Mädchen, sicherlich auch stärker. Vor allen Dingen aber war er bewaffnet.

Er hielt einen Sax in der Hand und stand am Wegesrand, sah ihr entgegen und erwartete sie überglücklich und hocheifrig. Endlich mal eine leichte Beute. Ein Mädchen, ganz allein. Noch viel zu jung, um irgendetwas ausrichten zu können. Und dann auch noch eine Beleni, die hier im Staat sowieso niemand vermissen würde, es sei denn, sie war die Sklavin eines sehr hohen Herrn. Aber dann war es auch egal, jedenfalls für den Straßenräuber.

„Na, so allein unterwegs, Kleines?“, fragte er und bleckte die Zähne im haarigen Maul. Sollte er mal kein Schwert zur Verfügung haben, würden es die auch tun, sollte das wohl heißen. Roya sah ihn an.

„Das ist keine wirklich gute Idee, Spinner“, sagte sie mit fester Stimme. „Geh deines Weges und überfalle irgendjemand anders. Aber lass mich in Ruhe, ich bin nicht so gut drauf heute.“

„Das wird sich gleich ändern, dann wirst du nämlich noch viel schlechter drauf sein, kleines Großmaul!“, fauchte der Wegelagerer. Er wedelte mit seinem Schwert, um Roya noch einmal daran zu erinnern, dass er so etwas in der Hand hielt.

„Was möchtest du? Stress?“, erkundigte sich das Mädchen und zog den Amethysten aus dem Beutel. „Hast du eine Ahnung, was das ist?“

Hochgradig gelangweilt von ihrem halbherzigen Versuch gab der Straßenräuber eine wissenschaftlich völlig korrekte Erklärung über die Entstehung, Zusammensetzung und bekannten Vorkommen des Steinchens ab, die Roya auf dem falschen Fuß erwischte. Damit hatte sie nicht gerechnet. Ein belesener Dieb. Was wollte er? Über seltene Gesteinsformationen reden?

„Ich will dich überfallen und dir alles nehmen, auch das Steinchen“, sagte er grinsend. „Alles, damit es für dich ein Erlebnis von bleibender Erinnerung ist.“

„Alles ist eine ziemlich blöde Idee von dir. Das wirst du dir holen und verdienen müssen“, sagte Roya. *Alles* ging gar nicht. Von Artome war ihr nur ein Stück Stoff geblieben, das sie im Beutel auf ihrem Rücken trug. Den Amethysten und die magischen Sprüche konnte er ebenfalls